

## Die Entwicklung des Bürgerhauses in Berlin und in der Mark Brandenburg vor dem Dreißigjährigen Krieg (12.—16. Jahrhundert)

THOMAS BILLER

### *Zur Aktualität des Themas*

Berlin ist keine „mittelalterliche“ Stadt — es war bis 1945 eine Metro-  
pole und ist noch immer eine Industriestadt, deren Bild vom späten 19.  
und vom frühen 20. Jahrhundert geprägt wurde, wie auch von den Zerstö-  
rungen des Zweiten Weltkrieges und dem Wiederaufbau in politisch  
schwieriger Lage. Mögen die älteren Entwicklungsphasen der Stadt durch  
einzelne Bauten des Barock und der „Schinkelzeit“ angedeutet sein — das  
Mittelalter jedenfalls spielt keine nennenswerte Rolle, bleibt graue Vor-  
zeit, dem Alltag und dem Bewußtsein fern.

Berlin ist zudem eine Großstadt ohne landschaftlichen Bezug im weite-  
sten Sinne — ihr Umland beschränkt sich auf einige Felder und Wälder,  
die durch die Funktion als „Naherholungsgebiet“ unübersehbar stärker  
geprägt sind, als durch Land- und Forstwirtschaft. Dann kommt „die  
Mauer“, und dahinter ist alles unübersehbar anders, bleibt alles trotz  
gelegentlicher Besuche letztendlich fremd. Ein der Stadt verwandtes Phä-  
nomen ist scheinbar nirgends anzutreffen.

Es bedarf historischer Kenntnisse und einer Betrachtungsweise, der das  
allzu Offensichtliche nicht genügt, um zu erkennen, daß beide Aussagen  
falsch sind.

Berlin ist aus einer mittelalterlichen Stadt entstanden, wie weitaus die  
meisten Städte Deutschlands und Europas. Es ist eines der bedauerlichen  
Ergebnisse seiner neueren Geschichte, wenn von der „Altstadt“ fast  
nichts blieb und wenn dies Wenige hinter einer deutlichen und schmerzli-

chen Grenze liegt. Wie wichtig eine „Altstadt“ für das Selbstverständnis, für den Status einer Stadt ist, beweist die DDR zur Zeit, indem sie mit hohem Aufwand ein Stück eben jener Berliner Altstadt wieder völlig neu entstehen läßt, deren letzte Häuser sie vor nur zwei Jahrzehnten abtragen ließ, um für ein „sozialistisches“ Zentrum tabula rasa zu schaffen. Unübersehbar und offenbar dringlich bedarf man nun wieder des Baulichen, gruppiert um die (originale) gotische Pfarrkirche St. Nikolai, damit die beiderseits der „Mauer“ mit viel zu viel Bedeutung überfrachtete 750-Jahrfeier nicht in ratloser Abstraktion versinkt — angesichts nämlich eines Stadtbildes, in dem fast nichts älter ist als 100 bis 200 Jahre. Wie Berlin (West), das nicht einmal über den kahlen Ort des historischen Beginns verfügt, dieses kaum retuschierbare Manko verarbeiten wird, gehört zu den interessantesten Fragen des systemübergreifenden Superfestes.

Vielleicht bedarf es eines Blickes auf das in Berlin (Ost) Entstehende oder auch eines Ganges durch die Spandauer Altstadt, die am Rande des Geschehens, aber keineswegs ohne eigenen Anspruch eine neue (alte?) Gestalt gewinnt, um wenigstens eine Ahnung davon zu erhalten, daß auch Berlin (und Spandau sowieso) eine märkische Stadt gewesen ist, und zwar nicht nur der Lage nach, sondern auch im Erscheinungsbild. In Spandau, bis 1920 ein selbständiger Ort im Osthavelland, ist trotz Kriegszerstörung und „Wiederaufbau“ einiges vom alten, regionaltypischen Bild und Maßstab erhalten geblieben, wenn auch lange isoliert zwischen Neubauten und leeren Grundstücken. Erst einer gemeinsamen Anstrengung von engagierten Bürgern, Fachleuten und zuständigen öffentlichen Stellen ist es dort gelungen, in den letzten Jahren viele der älteren Häuser aus dem 14. bis 19. Jahrhundert zu untersuchen, zu restaurieren und einer sinnvollen Nutzung zuzuführen.<sup>1</sup>

Aus diesem konkreten Zusammenhang entstand auch die vorliegende Arbeit. Die Bewertung des in Spandau Erhaltenen muß weitgehend auf Vergleichen mit anderen Häusern aufbauen, die in den benachbarten Residenzstädten Berlin und Potsdam, aber auch in den zahlreichen kleinen Städten der Mark Brandenburg erhalten geblieben oder durch Literatur belegt sind.

<sup>1</sup> Zur Problematik: *Sanierung und Denkmalpflege in der Altstadt Spandau – Materialien und Beiträge zur aktuellen Diskussion*, hrsg. vom Institut für Architektur- und Stadtgeschichte der TU Berlin und vom Landeskonservator Berlin, Berlin 1982. Die bisherigen Ergebnisse liegen z. Z. nur in Gutachtenform vor, werden aber veröffentlicht als *Arbeitshefte der Berliner Denkmalpflege*, Heft 3 (Stand Ende 1984).

Das bedeutendste der in Spandau „entdeckten“ Häuser, zur Zeit noch Objekt der Bauforschung (August 1985), ist das spätgotische Patrizierhaus Breite Straße 32. Die für die Beurteilung des Hauses notwendige Durchsicht der Literatur führte zu der Erkenntnis, daß es in Berlin und den Städten der Mark Brandenburg durchaus weitere Beispiele mittelalterlicher Bürgerhäuser gegeben hat, es aber noch keinen Versuch gibt, den Bautypus regional zusammenfassend zu interpretieren. Eben dies wird in der vorliegenden Arbeit versucht; Grundlage ist dabei nur ausnahmsweise (in Spandau) eigene Forschung am Objekt. In praktisch allen anderen Fällen erschweren nicht nur die politischen Verhältnisse diese direkte Auseinandersetzung mit dem Gegenstand; vielmehr ist ein erschreckend hoher Prozentsatz jener Objekte, die in der älteren Literatur noch dokumentiert sind, inzwischen gänzlich verschwunden oder bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt.

### *Die Zerstörung der präindustriellen Stadtstruktur im 19. Jahrhundert*

Das Verschwinden der präindustriellen Bausubstanz aus den Kernen zunächst und vor allem der Großstädte ist ein Vorgang, der keineswegs mit den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges gleichzusetzen ist — wie man vermuten könnte, wenn man vom Beispiel Berlin ausgeht. Vielmehr steht die fast vollständige bauliche Umstrukturierung in direktem Zusammenhang mit den tiefgreifenden funktionalen Wandlungen der Städte während der Industrialisierung. In einem Prozeß, der spätestens um die Mitte des 19. Jahrhunderts langsam einsetzte und sich bis zum Ersten Weltkrieg dramatisch steigerte, wurde das Wohnen durch ein stark expandierendes Gewerbe aus den zentralen Bereichen der Großstädte verdrängt. Genauer formuliert: Es wurde aus dem verdrängt, was bis dahin die *gesamte* Stadt und damit selbstverständlicher Ort auch des Wohnens gewesen war, und es fand, quantitativ zugleich extrem zunehmend, in jenen Stadtteilen seinen neuen Platz, die auf freiem Feld um die vorindustriellen Städte herum entstanden.

Das Wohnen ist dabei mit Gewißheit der reagierende, weit schwächere Teil gewesen: Es wurde in der Tat verdrängt, und zwar von einem Gewerbe, das nicht nur quantitativ expandierte, immer größere Teile der innerstädtischen Grundfläche und der Baustrukturen beanspruchend, sondern das auch selbst eine entscheidende qualitative Veränderung vollzog. Das Gewerbe der vorindustriellen Epochen war nicht nur durch die handwerkliche Produktion gekennzeichnet beziehungsweise durch Kleinheit der Betriebe, sondern auch durch *enge Verbindung mit dem*

*Wohnen.* Die Identität von Familie und Betrieb bildete seit der Entstehung der Städte im Hochmittelalter bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts deren grundlegende soziale Struktur, die erst durch den auf allen Ebenen wirksamen Prozeß der Industrialisierung aufgelöst wurde.

Die Entstehung der kapitalistisch organisierten Fabrik mit ihren Lohnarbeitern schuf ein Modell, nach dem sich auch das kleinere und mittlere Gewerbe umzustrukturieren begann. Dadurch bedingt entstanden gleichzeitig staatliche wie privatwirtschaftliche Verwaltungen neuer Funktion und beispiellosen Umfanges, die als ihren Standort bevorzugt die zentralen und prestigeträchtigen alten Stadtkerne wählten. Für das (weniger renditeträchtige) Wohnen der in der Innenstadt Arbeitenden blieb unter diesen Umständen kaum noch Platz — sie siedelten, sofern sie es sich leisten konnten, in die neuen Stadtteile um, was durch das in rascher Entwicklung befindliche Verkehrssystem ermöglicht wurde. Das Dienstleistungszentrum innerhalb der funktional auseinanderstrebenden industriellen Großstadt entstand — die „City“, wie sie nach ihrem Londoner Prototyp genannt wurde.

Dieser Prozeß, dessen Dynamik den beispiellosen Veränderungen des gesamten sozioökonomischen Systems entsprach, vernichtete gerade in den wirtschaftlich und politisch bedeutsamen Großstädten die ältere Bausubstanz mit erschreckender Perfektion. Die Bewohner der Großstädte, die in der Mehrzahl der Fälle nicht aus der Stadt selbst stammen, sondern aus dem Umland oder aus weit entfernten Gebieten, mußten ohnehin ihre persönliche Beziehung zu jenem Ort, den sie zumeist aus existentieller Not aufgesucht hatten, gänzlich neu und gegen erhebliche Widerstände aufbauen. Die ältere Geschichte dieses Ortes bedeutete ihnen so wenig wie das Verschwinden von deren Zeugnissen. Noch die heutige Situation in vielen Großstädten ist durch das damals entstandene, „kurzsichtige“ Geschichtsbewußtsein, das vorindustrielle Entwicklungen fast gar nicht umfaßt, ebenso geprägt wie durch das fast völlige Fehlen von Bauten oder deutlich erkennbaren Stadtstrukturen dieser Zeit.

Für Berlin gilt all dies in besonders hohem Maße. Preußen verdankt seinen Aufstieg zur Weltmacht einer Gewaltanstrengung, insbesondere auf militärischem Gebiet. Seine wenig fruchtbaren und (bis heute) ungewöhnlich dünn besiedelten Kerngebiete, insbesondere die Mark Brandenburg, boten der wirtschaftlichen Entwicklung des Staates bis zur Industrialisierung eine relativ schwache Grundlage, die sich mit der kontinuierlich gewachsenen und wesentlich stärkeren wirtschaftlichen Struktur Englands oder Frankreichs nicht messen konnte. Dieser Hintergrund vermag jenes merkwürdig Anorganische und Gewaltsame der Berliner Wachs-

tumsschübe im 18. und 19. Jahrhundert zu erklären. Gingen die barocken Vorstädte (Friedrichswerder, Dorotheenstadt, nördliche und südliche Friedrichstadt, nördliche Vorstädte) direkt auf den Willen des absolutistischen Herrschers zurück, eine international vorzeigbare Residenz zu formen, und wuchs ein gesellschaftlicher Bedarf nur langsam hinterher, so zeigen die Stadterweiterungen des 19. Jahrhunderts in ihrer Schematik und oft überzogenen Repräsentativität einerseits, ihrem meist hilflosen Umgehen mit nicht eingeplanten Hindernissen andererseits deutliche Spuren der allzu hohen Geschwindigkeit, mit der ein ganzer Staat das lange „Hinterherhinken“ endlich aufzuholen trachtete.

Die Berliner Altstadt, jene Doppelinself in der Spree, auf der im 13. Jahrhundert die beiden selbständigen Städte Berlin und Cölln entstanden waren (ABBILDUNG 1), erlebte parallel zu diesen Entwicklungen einen langsamen, aber tiefgreifenden Bedeutungsschwund. Betrachtet man die ältesten Detaildarstellungen, die erhalten sind, nämlich die Federzeichnungen J. Stridbecks von 1690,<sup>2</sup> so zeigen sie eine wohlhabende Stadt, geprägt zwar von Bürgerhäusern des 16./17. Jahrhunderts — unter denen sich das eine oder andere spätgotische noch mühsam aufspüren läßt (ABBILDUNG 2) —, aber stärker von den anspruchsvollen Fassaden der Höflinge oder einzelner durch den Hof reich gewordener Bürger. Die barocken Stadterweiterungen im Westen und Südwesten verlagerten auch den Schwerpunkt des Residenzviertels nach Westen, insbesondere in die Dorotheenstadt und die nördlichen Bereiche der Friedrichstadt — Friedrich der Große wollte „Unter den Linden“, dieser Entwicklung den entscheidenden Akzent gebend, sogar ein neues Schloß (anstelle der heutigen Humboldt-Universität) bauen lassen. Der langsame Bedeutungsverlust der Altstadt, ihr soziales Absinken bis zu eindeutigen Verslumungerscheinungen im späten 19. Jahrhundert (ABBILDUNG 3), ist bis heute nie detailliert nachgezeichnet worden.

Die erste wissenschaftliche Bestandsaufnahme der präindustriellen Wohnhäuser in der Berliner Altstadt, Albert Guts „Berliner Wohnhaus“ von 1917, folgt auf die in den achtziger Jahren intensiv einsetzende Abriß- und Neubauwelle, die aus einer heruntergekommenen, vom bürgerlichen Publikum als unrepräsentativ empfundenen Altstadt endlich wieder ein der „Weltstadt“ und Residenz angemessenes Zentrum schaffen sollte. A. Gut beschreibt die Folgen dieser Entwicklung:<sup>3</sup> „Die Geschichte des Ber-

<sup>2</sup> *Die Stadt Berlin im Jahre 1690, gezeichnet von Johann Stridbeck dem Jüngeren*, Stuttgart usw. 1981 (Faksimile mit Kommentar).

<sup>3</sup> Alfred Gut, *Das Berliner Wohnhaus*, Berlin 1917, S. XIII.

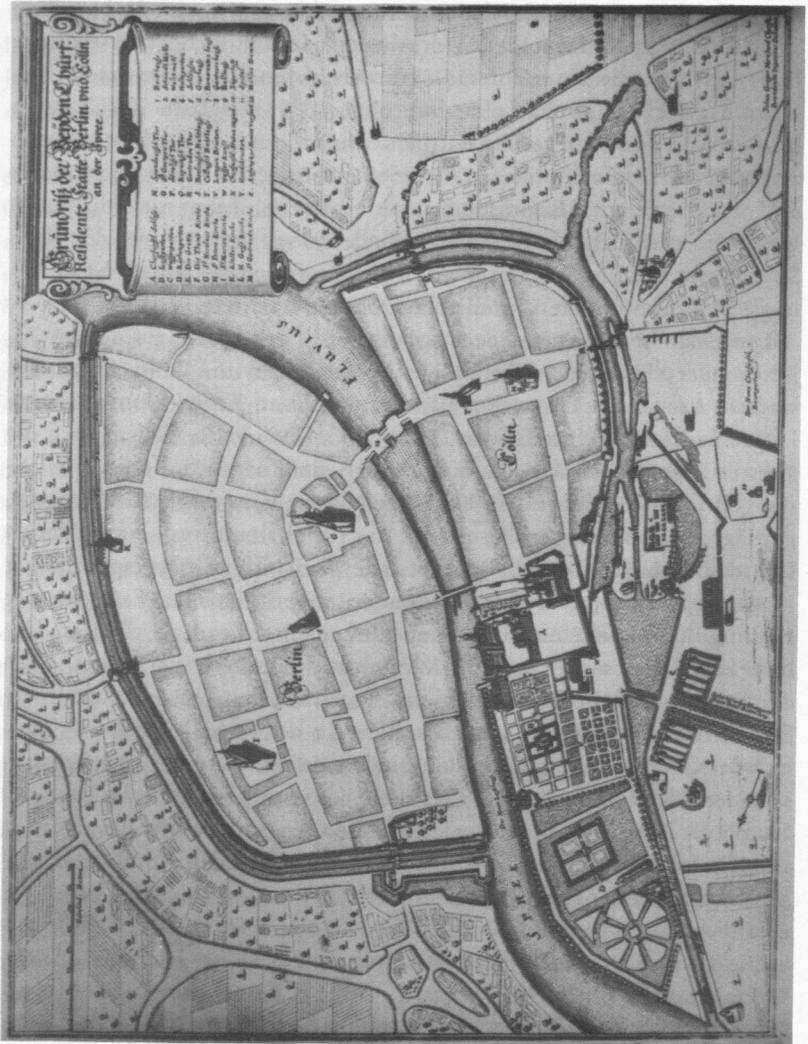


ABBILDUNG 1 Berlin nach dem Plan von Johann Gregor Memhard, 1652.

(Quelle: Martin Zeiller/Matthaeus Merian, *Topographia electoratus Brandenburgici*... [Titel gekürzt], Frankfurt/Main 1652.)

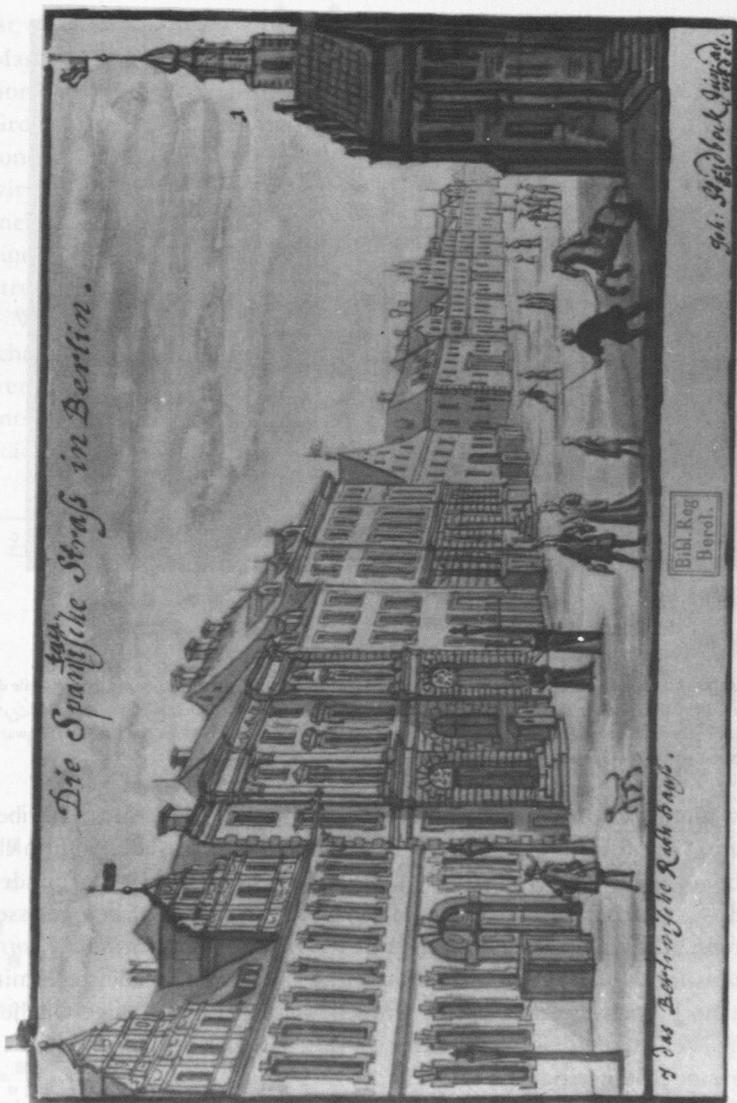


ABBILDUNG 2 Die Spandauer Straße in Berlin nach Johann Stridbeck, 1690. Das Haus mit dem gotischen Säulengiebel (drittes Haus rechts von der Straßenmündung) muß vor 1900 dem Ausbau der General-Postdirektion zum Opfer gefallen sein.

(Quelle: *Skizzenbuch des Johann Stridbeck*, Deutsche Staatsbibliothek, Berlin [Ost], Sign. Ms. Boruss. quart. 9, Bl. 15.)



ABBILDUNG 3 Die Gasse „Am Krügel“ in der Berliner Altstadt, um 1880. Als einer der letzten Teile der Altstadt 1934 abgebrochen, die dargestellte Bausubstanz der Zeit um 1800 enthielt Kleinwohnungen.

(Quelle: Harald Brost/Laurenz Demps, *Berlin wird Weltstadt*. 277 Photographien von F. Albert Schwartz, Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1981, S. 92.)

liner Wohnhauses wird sich niemals mehr vollständig lückenlos schreiben lassen. Wohnhäuser aus dem Mittelalter sind so gut wie überhaupt nicht mehr vorhanden, und in die Reihen derer aus dem 17. und 18. Jahrhundert sind — besonders auch in den letzten Jahren — böse Lücken gerissen worden.“ Er zitiert ferner Borrmanns *Verzeichnis der Bau- und Kunstdenkmäler Berlins* (1893), in dem manche spätgotischen Häuser zumindest noch stichwortartig erfaßt worden waren, zitiert wenige Quellen, führt aber kein einziges erhaltenes Beispiel an, das vor dem späten 16. Jahrhundert entstanden ist.

Die Baugeschichte der vorbarocken Stadt Berlin zu schreiben, zudem für die ohnehin anonymen Bauten, die Wohnhäuser traditionell sind, bedeutet daher, einem Gespenst Leben einhauchen zu sollen. Die Thematik wird deshalb aus guten Gründen auf einen größeren geographischen Raum, die gesamte Mark Brandenburg, ausgedehnt. Zu den Gründen gehört nicht nur die größere Anschaulichkeit, die durch das umfangreichere Material möglich wird. Ein anderer, historisch ableitbarer Grund

ist, daß die spätmittelalterliche Doppelstadt Berlin-Cölln innerhalb der Mark Brandenburg keineswegs ein so einzigartiges, in Umfang und funktionaler Qualität herausgehobenes Phänomen gewesen ist, wie es die Großstadt und Metropole des späten 19. und 20. Jahrhunderts war. Insbesondere das Berlin-Cölln des 14. bis 16. Jahrhunderts war zwar eine der wirtschaftlich und politisch wichtigeren Städte der Mark Brandenburg (neben Brandenburg und Frankfurt/Oder), aber letztendlich doch nur eine von zahlreichen Städten, deren grundsätzliche soziale und formale Struktur ganz entsprechend war (ABBILDUNG 4).

War die frühe Bürgerstadt innerhalb der feudal beherrschten Gesellschaft in ganz Europa Standort der konzentrierten, arbeitsteiligen Handwerksproduktion und Markt für das unmittelbare Umland, so gilt dies entsprechend für die brandenburgischen Städte. Auch daß nur einige Städte darüber hinaus Bedeutung für den Fernhandel gewannen bezie-

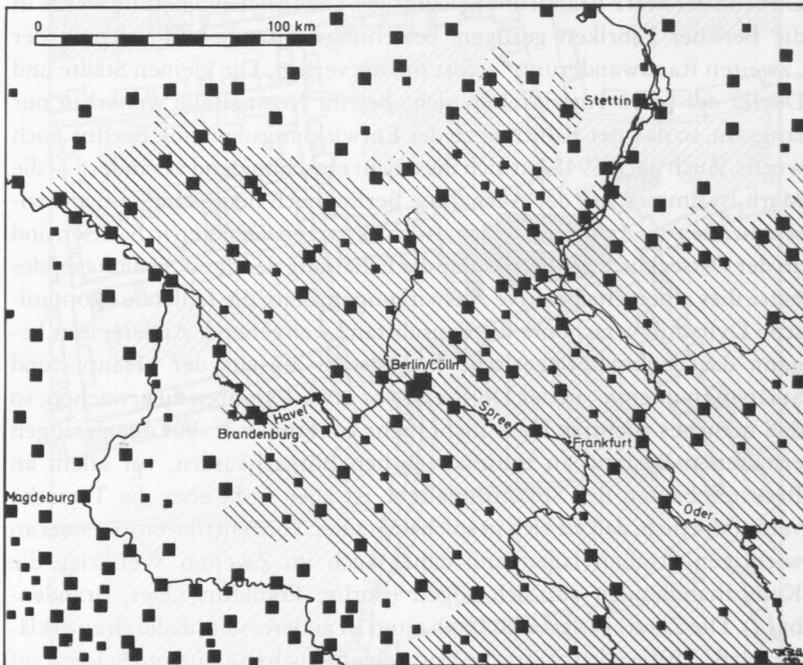


ABBILDUNG 4 Mittelalterliche Städte in der Mark Brandenburg. Die Fläche der historischen Mark (bis 1939) ist schraffiert, große Quadrate sind echte Städte (*civitates*), kleine Quadrate Städtchen (*oppida*).

(Quelle: Felix Escher/Wolfgang Ribbe, *Städtische Siedlungen im Mittelalter* [= Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin. Historischer Handatlas von Brandenburg und Berlin, Nachträge, Heft 3], Berlin-New York 1980; Umzeichnung Th. Biller.)

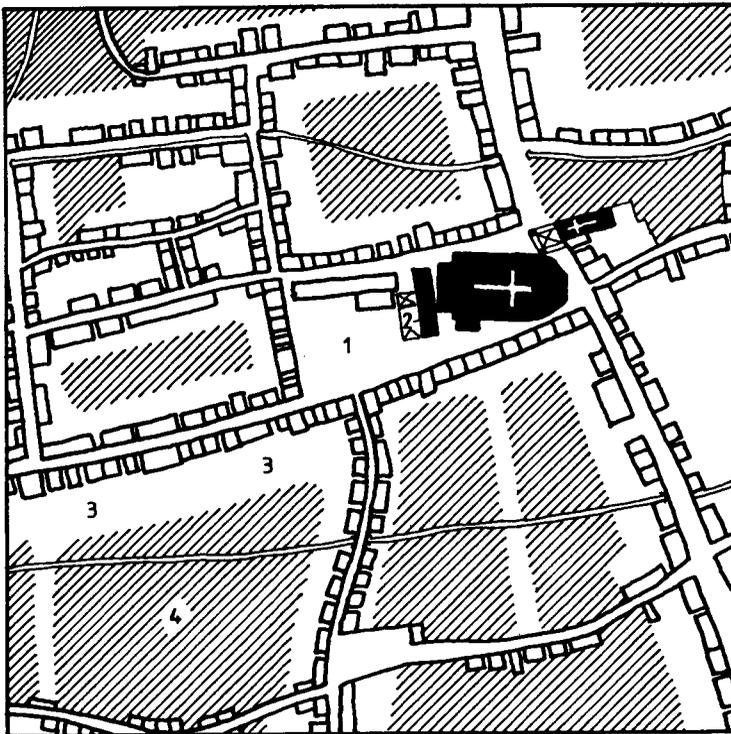
hungsweise Sitz eines konzentrierten Handelspatriziats mit beträchtlichem politischen Selbstbewußtsein wurden, ist letztlich überall so gewesen. Berlin-Cölln gehörte zu diesen Städten, was sich auch in seiner für alle Städte der Mark „stellvertretenden“ Unterwerfung durch den Landesherren (1443) zeigte. Für diese übrigen Städte ist jedoch fast ausnahmslos ein besonders hohes Gewicht der Ackerbürger in der Sozialstruktur anzunehmen, bei weitgehendem oder völligem Fehlen reicher Kaufleute — Konsequenz letztlich der dünnen Besiedlung des Gebietes, das nur für die Getreideproduktion immer bedeutender wurde. Eben dieser Produktionszweig wurde aber seit dem 16. Jahrhundert immer stärker vom Adel, den „Junkern“, an sich gezogen und damit jenes Vorherrschen adeliger Politik und Ideologie über ein schwaches Bürgertum vorbereitet, das Preußen und das aus ihm geformte Reich bis ins 20. Jahrhundert hinein prägte.

Die spätestens seit 1871 rasche, ungeheure Kräfte mobilisierende Entwicklung Berlins strahlte auf das dünn besiedelte, agrarisch strukturierte Umland der Mark Brandenburg kaum aus. Die Landbevölkerung wurde in die Berliner Fabriken gezogen, beziehungsweise diese wurden in der „zweiten Randwanderung“ selbst hinaus verlegt. Die kleinen Städte und Dörfer der Mark entwickelten sich aber im Normalfalle weiterhin nur langsam, so daß der Kontrast zu der Entwicklungsdynamik Berlins noch wuchs. Auch nach 1945 hat sich dies nicht einschneidend verändert — die Mark ist, immer mit der Ausnahme Berlin, noch heute eine ruhige Zwischenzone zwischen den wirtschaftlich aktiveren Gebieten in Sachsen und an der Ostseeküste geblieben. Für die Erhaltung des alten Siedlungsbildes hatte dies einerseits positive Auswirkungen, denn die fehlende ökonomische Dynamik verschonte die Bausubstanz weitgehend. Andererseits begann das denkmalpflegerische Bewußtsein jenseits der „Haupt- und Staatsmonumente“ in der DDR erst vor etwa 15 Jahren zu erwachen, so daß manches wichtige Haus nicht mehr zu retten war. Für den geringen erhaltenen Bestand an mittelalterlichen Bürgerhäusern, vor allem an Backsteinbauten des Spätmittelalters, ist aber wohl eher die Tatsache verantwortlich, daß sie sich in solchen Städten konzentrierten, die stets an wichtigen Straßen lagen und daher auch im Zweiten Weltkrieg die Kampfhandlungen auf sich zogen (Berlin, Frankfurt/Oder, Brandenburg). Die Zerstörung durch Umbauten ist andererseits dadurch zu erklären, daß sich die wirtschaftliche Entwicklung auch in kleineren Städten auf die alten Stadtzentren konzentriert hat, also eben den Bereich, wo auch die Bauten des mittelalterlichen Patriziats standen.

*Stadtplan und Grundstück in der mittelalterlichen märkischen Stadt*

Zu den wichtigsten Quellen für die soziale und funktionale, schließlich auch für die räumliche und bauliche Struktur mittelalterlicher Städte gehören Stadtpläne, die vom 18. Jahrhundert an auch die Parzellierung nach exaktem Aufmaß darzustellen beginnen. Gilt schon ganz allgemein der Satz, daß der Stadtgrundriß aufgrund der Eigentumsverhältnisse eine hohe Beständigkeit besitzt, daß also Pläne des 18. Jahrhunderts durchaus die wesentlichen Züge der mittelalterlichen Stadt widerspiegeln, so gilt dies für den spät besiedelten und bis heute vergleichsweise wenig entwickelten Siedlungsraum der Mark Brandenburg noch in verstärktem Maße.

Werfen wir etwa einen Blick auf einen Plan der Stadt Stendal, dessen Vorlage etwa 1755 entstand (ABBILDUNG 5), so haben wir ein Bild vor uns,



1 Markt 2 Rathaus, Marienkirche 3 Hofräume 4 Gärten u. Äcker

ABBILDUNG 5 Stendal, Stadtplan um 1755 (Umzeichnung), Ausschnitt Stadtzentrum.  
(Quelle: Ed. Jobst Siedler, *Märkischer Städtebau im Mittelalter*, Berlin 1914, Abb. 54.)

das bis ins Detail seine Entstehung dem 13. bis 15. Jahrhundert verdankt.<sup>4</sup> Dies gilt nicht nur für die stadtbildprägenden „öffentlichen“ Bauten wie Rathaus, Kirche und Stadtbefestigung, sondern auch für die übrige Bebauungsstruktur. Während das Blockinnere der Grundstücke völlig von Bebauung freigehalten ist und auch nur in einem schmalen Streifen von den Hofanlagen beziehungsweise Gärten der umliegenden Häuser eingenommen wird, im übrigen aber als Weide- oder Ackerland zur Verfügung stand, ist die Randbebauung nur um das wirtschaftliche Zentrum der Stadt, den Markt, so stark verdichtet, wie es seit der Industrialisierung zur absoluten Regel und daher fast zu einem Synonym „urbaner“ Architektur geworden ist. Die Häuser sind nur hier ohne Zwischenraum aneinander gebaut, so daß eine lückenlose Straßenwand entsteht. Schon in geringer Entfernung vom Markt wird ein schmaler Zwischenraum zur Regel, der im allgemeinen als „Traufgasse“ bezeichnet wird. Namengebende Funktion ist hier also die Entwässerung: Die Häuser waren giebelständig und entwässerten in diesen Zwischenraum, der oft auch noch andere Funktionen übernahm, zum Beispiel die der Einfahrt zum dahinterliegenden Hof. Als weiteres Beispiel dieser „offenen“ Bebauung kann der Plan von Deutsch-Krone gelten, einer 1303 gegründeten Stadt am damaligen Ost- rand der Mark Brandenburg, in der Traufgassen noch 1810 durchgängig vorhanden waren (ABBILDUNG 6).<sup>5</sup>

Die Frage nach den Gründen einer solchen Bauweise, die ja in den bekannteren Beispielen „mittelalterlicher“ Städte nicht (oder nicht mehr) festzustellen ist, kann nur auf einer grundsätzlichen Ebene beantwortet werden. Die planmäßige Anlage der märkischen Städte in einem nur dünn besiedelten Land ließ eine gewisse Großzügigkeit in der Parzellierung zu, wie sie in den langfristig im Altsiedelland West- und Süddeutschlands entstandenen Städten kaum je erreichbar war. Vorstädtische Siedlungskonzentrationen bedeuteten dort, daß zur Zeit eines darauf folgenden Stadtgründungsaktes schon wirtschaftliche Interessen und Eigentumsrechte an Grund und Boden in höherem Umfang etabliert waren, die eine großzügige Parzellierung weitgehend verhinderten. Solche einschränkenden Bedingungen der Stadtentstehung fehlten in Brandenburg in den meisten Fällen. Eine weitere Komponente, die in gleiche Richtung wirkte, dürfte auch das in brandenburgischen Städten weit verbreitete Ackerbürgertum gewesen sein. Der Stadtbewohner im enger definierten Sinne, der „Bürger“ (neben ihm gab es durchaus eine beträchtliche Anzahl von

<sup>4</sup> Ed. Jobst Siedler, *Märkischer Städtebau im Mittelalter*, Berlin 1914, Abb. 54.

<sup>5</sup> *A.a.O.*, Abb. 159, S. 105.

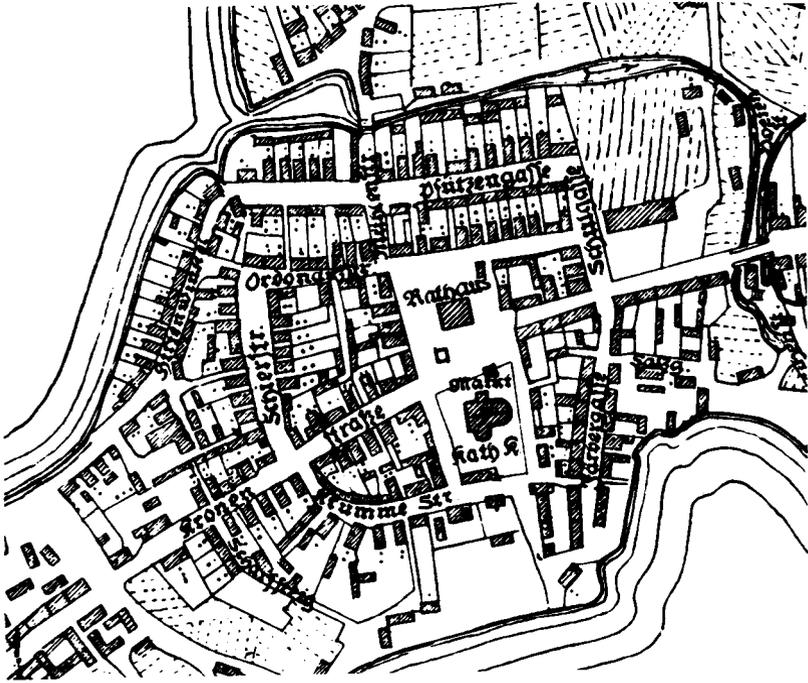


ABBILDUNG 6 Deutsch-Krone, Stadplan 1810 (Umzeichnung), Ausschnitt Altstadt.  
(Quelle: Ed. Jobst Siedler, *Märkischer Städtebau im Mittelalter*, Berlin 1914, Abb. 159.)

Bewohnern ohne Bürgerrecht), war ja in der großen Zahl der Fälle Handwerker, also Warenproduzent auf einer hohen Stufe arbeitsteiliger Spezialisierung, während die zentrale Position der Fernhändler im ökonomischen System ihnen trotz ihrer geringen Zahl sehr schnell die politische Macht innerhalb der Stadt verschaffte.<sup>6</sup> Das Regierungsgremium der mittelalterlichen Stadt, der „Rat“, rekrutierte sich im Normalfall über Jahrhunderte hinweg immer wieder aus einer kleinen Anzahl patrizischer Familien, deren Reichtum im allgemeinen eben auf dem Fernhandel, in Brandenburg meist mit Textilien, beruhte. Neben diesen beiden konstitu-

<sup>6</sup> Zur sozialen und politischen Struktur mittelalterlicher Städte sowie deren formaler Umsetzung können hier nur einige Titel grundsätzlicher Bedeutung genannt werden: Hans Planitz, *Die deutsche Stadt im Mittelalter*, Wien usw. 1975; Lewis Mumford, *Die Stadt*, Köln 1963; Wolfgang Braunfels, *Abendländische Stadtbaukunst – Herrschaftsform und Baugestalt*, Köln 1976; Yves Barel, *La ville médiévale, système social, système urbain*, Grenoble 1975.

ierenden Gruppen der mittelalterlichen Stadtgesellschaft trat in Brandenburg der „Ackerbürger“, also der Bauer, dessen Hof innerhalb der Stadtmauern lag, der zumindest gelegentlich auch Äcker innerhalb der Stadtmauer besaß, wie etwa Grabungen in Spandau für das 13. Jahrhundert beweisen konnten.<sup>7</sup> Der höhere Stellenwert dieses agrarischen Elementes im Raum der Mark Brandenburg ist aus den schon angesprochenen Gründen leicht verständlich. Es ging in der Anfangsphase der deutschen Besiedelung, also in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts und vor allem im 13. Jahrhundert zunächst um die landwirtschaftliche Erschließung des von den Slawen auf niedrigerer Entwicklungsstufe bebauten Landes.<sup>8</sup>

Und auch, daß die Bauern entgegen dem üblichen Charakter der mittelalterlichen Stadt innerhalb der Befestigung sitzen, wird nachvollziehbar, wenn man an die zumindest teilweise in die Leibeigenschaft des deutschen Adels gezwungene und daher „unzuverlässige“ slawische Bevölkerung denkt. Aus Grabungen in Berlin-Düppel ist bekannt, daß im frühen 13. Jahrhundert auch Dörfer über relativ aufwendige Befestigungen verfügten, in die Felder beträchtlichen Umfangs einbezogen waren.<sup>9</sup>

Schließlich gab es innerhalb der Städte natürlich eine große Anzahl von Einwohnern, die weder über Grundbesitz noch über das Bürgerrecht verfügten. Wenn sie nicht in das Gesinde eines reicheren Bürgers aufgenommen wurden, blieb ihnen nur die Arbeit als Tagelöhner in der Landwirtschaft, bei Bauvorhaben irgendwelcher Art oder im schlimmsten Falle das Betteln.<sup>10</sup> Man muß sich bei all diesen Aussagen über die soziale Struktur der mittelalterlichen Städte freilich jederzeit vor Augen halten, daß noch um 1800 selbst verhältnismäßig mächtige „freie Reichsstädte“ meist um 6000—8000 Einwohner hatten, daß für eine durchschnittliche

<sup>7</sup> Raimund Maczjiewski, *Spandauer Altstadt-Grabungen am Lindenufer*, in: *Ausgrabungen in Berlin*, 3 (1972), S. 97—144.

<sup>8</sup> Joachim Herrmann, *Siedlung, Wirtschaft und gesellschaftliche Verhältnisse der slawischen Stämme zwischen Oder-Neiße und Elbe. Studien auf der Grundlage archäologischen Materials*, Berlin (Ost) 1968.

<sup>9</sup> Adriaan v. Müller, *Bericht über die Grabungskampagne 1969/70 auf der mittelalterl. Wüstung am Krummen Fenn in Berlin-Zehlendorf*, in: *Ausgrabungen in Berlin*, 2 (1971), S. 152—154; ders., *Zur hochmittelalterlichen Besiedlung des Teltow. Stand eines mehrjährigen archäologisch-siedlungsgeschichtlichen Forschungsprogrammes*, in: *Die deutsche Ostsiedlung des Mittelalters als Problem der europäischen Geschichte* (= Vorträge und Forschungen des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte, Bd. 18), Sigmaringen 1975, hier: S. 325—332.

<sup>10</sup> Vgl. dazu die Angaben über Arme und deren „Wohn“-formen bei Barbara Beuys, *Familienleben in Deutschland, neue Bilder aus der deutschen Vergangenheit*, Reinbek bei Hamburg 1980, S. 162 f.



ABBILDUNG 7 Brandenburg, Stadtplan um 1720/30 (Umzeichnung), Ausschnitt Nordwestteil der Neustadt.  
(Quelle: Ed. Jobst Siedler, *Märkischer Städtebau im Mittelalter*, Berlin 1914, Abb. 20.)

märkische Stadt also vielleicht 1000—3000 Einwohner angesetzt werden dürfen — in der kolonisatorischen Frühphase des 13. Jahrhunderts muß daher von dörflich erscheinenden Einwohnerzahlen von wenigen hundert Menschen ausgegangen werden!

Die Verteilung der sozialen Gruppen innerhalb der Stadt ist vor allem in den größten Städten der Mark, wie etwa Brandenburg (ABBILDUNG 7), auch an der Parzellierung ablesbar.<sup>11</sup> Man findet hier relativ häufig die größeren Grundstücke des Patriziats (1000—2000 m<sup>2</sup> und mehr) an den Hauptstraßen beziehungsweise am Markt und zahlreiche kleinere (bis zu weniger als 50 m<sup>2</sup>!) in jenen Randbereichen an der Stadtmauer, die durch Straßennamen eindeutig als Wohngebiete der Handwerker gekennzeichnet sind. Es fällt jedoch auf, daß in anderen Städten, die aufgrund ihrer Lage fern der Haupthandelswege wirtschaftlich stagnierten, gelegentlich noch eine sehr regelmäßige Grundstücksstruktur anzutreffen ist (ABBILDUNG 8), die im wesentlichen als die der Gründungszeit angesprochen werden darf und in der ganz offensichtlich eine durch ihre Arbeit und daher sozial differenzierte Bevölkerung nicht „eingeplant“ ist — mit Ausnahme vielleicht einiger größerer Grundstücke nahe der Stadtmauer,

<sup>11</sup> E. J. Siedler, *Märkischer Städtebau...* (wie Anm. 4), Abb. 20.



Grundstücks darf hier vermutet werden. Vielleicht handelt es sich um verselbständigte Wohnungen von Gesinde, das zuvor im gemeinsamen Haushalt gelebt hatte.<sup>13</sup> Daß sich hieraus schließlich die Abtrennung der Grundstücke und damit die „moderne“ Form der Miete oder Pacht ergeben hat, liegt nahe. Jedoch könnten nur eingehendere historische Untersuchungen die Genese der „Buden“ in der Mark genauer klären. Als gut erforschtes Vergleichsbeispiel in nicht allzu großer Entfernung kann Goslar angeführt werden, wo die ersten Nachrichten über „Buden“ ins späte 14. und 15. Jahrhundert fallen, obwohl die Möglichkeit, Häuser zu mieten, schon in einem Privileg Friedrichs II. 1219 erwähnt worden ist.<sup>14</sup> Festgehalten werden muß in unserem auf die Gegenwart bezogenen Zusammenhang, daß es die Grundstücksrendite aus Vermietung im Mittelalter höchstens in allerersten Ansätzen gegeben hat und keinesfalls in Form von Etagenwohnungen. Ausnahmen mögen allerdings im entwickelteren süddeutschen Raum vorgekommen sein, wo es schon im 15. Jahrhundert Häuser mit mehreren gleichen Wohnungen übereinander gab — ob sie für Mitglieder einer Familie bestimmt oder doch vermietbar waren, wissen wir freilich nicht.

#### *Entwicklung des Bürgerhauses im 13. bis 15. Jahrhundert*

Wenden wir uns den Bauformen dieser Häuser zu, so ist auch hier trotz der einschneidenden Beschränkungen, die der erhaltene Bestand auferlegt, eine Entwicklung wenigstens in ihren wichtigsten Abschnitten belegbar, die sich auf technologischer Ebene abspielt, aber erkennbar durch konkrete gesellschaftliche Prozesse bedingt ist. Für die Frühzeit der märkischen Städte, also für den Anfang des 13. Jahrhunderts, gibt es neuerdings Grabungsergebnisse aus der Spandauer Altstadt. Hier konnten als erste Bebauung innerhalb der neu angelegten Stadt ähnliche Häuser

<sup>13</sup> Vgl. hier die Grabungsergebnisse aus Nowgorod, wo eben dieser Prozeß im späten 12. Jahrhundert einsetzt und aus den Hausgrundrissen belegt werden kann. N. J. Dejevsky, *Novgorod, the Origins of a Russian Town*, in: *European Towns, Their Archeology and Early History*, London usw. 1977, S. 391—403, hier: S. 397—398.

<sup>14</sup> Hans-Günter Griep, *Das Bürgerhaus in Goslar* (= Das deutsche Bürgerhaus, Bd. 1), Tübingen 1959, S. 14—15, m. Anm.; B. Beuys, *Familienleben...* (wie Anm. 10), zitiert weitere Beispiele des 13. Jahrhunderts (Augsburg, Köln) bis 15. Jahrhundert, bei denen es sich sogar schon um Mietetagenwohnungen (S. 162—163) gehandelt hat (S. 154), sowie für Buden und Kellerwohnungen (S. 162—163). Vgl. auch Horst Büttner/Günter Meißner, *Bürgerhäuser in Europa*, Stuttgart 1981, S. 131 f., wo ebenfalls deutlich wird, daß es sich um einen im Spätmittelalter in den Kernen größerer Städte einsetzenden Prozeß handelt.

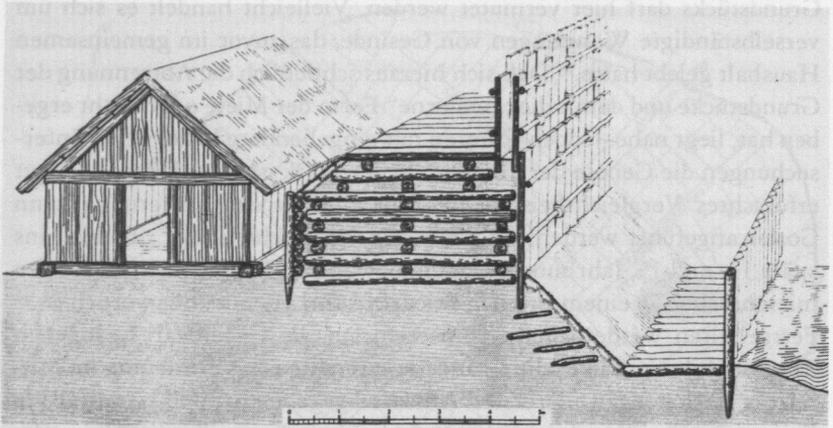


ABBILDUNG 9 Spandauer „Burgwall“, Rekonstruktion eines Hauses in der stadtartigen Siedlung, hinter der Befestigung, um 1100—1150 (= Phase 7).

(Quelle: Adriaan v. Müller/Klara v. Müller-Mučić, *Die Ausgrabungen auf dem Burgwall in Berlin-Spandau*, T. 1, Berlin 1983, S. 89.)

belegt werden, wie sie auch schon in der vorher an gleicher Stelle liegenden Kaufleutesiedlung des 12. Jahrhunderts gestanden hatten.<sup>15</sup> Es handelt sich dabei um kleine, erdgeschossige und aus ein oder zwei Räumen bestehende Bauten, deren Wände aus Brettern über Schwellbalken bestanden, mit Dielenböden zur Wärmedämmung, und die offene Herdstellen besaßen. Die Einfachheit dieser Bauten, die es neben wesentlich solideren Blockhäusern auch schon in den späten, stadtartigen Siedlungen der Slawen gab (ABBILDUNG 9), ist aus den Umständen der Stadtentstehung in der Mark leicht ableitbar. Vorgedrungen in ein Gebiet, dessen slawische Bevölkerung mindestens zu Teilen vom deutschen Adel in die Leibeigenschaft gezwungen und daher lange Zeit latent feindlich gesinnt war, das zudem in mühsamer Arbeit dem Ackerbau erschlossen werden mußte, ging es anfangs nur um schnell und einfach herstellbare, beheizbare Unterkünfte, während für höhere repräsentative und „kulturelle“ Ansprüche noch keine Notwendigkeit und keine Möglichkeit bestand. Es ist nicht bekannt, ob die in Spandau ergrabenen Häuser von den verschiedenen sozialen Schichten in der gleichen Form gebaut und genutzt wurden, kann aber unter diesen Umständen vermutet werden.

<sup>15</sup> Erst knapp veröffentlicht bei Adriaan v. Müller, *Edelmann, Bürger, Bauer, Bettelmann. Berlin im Mittelalter*, Berlin 1979, S. 89 f.; für wertvolle Hinweise danke ich Herrn R. Maczjowski, Archäologisches Landesamt.

Der erste technologische Fortschritt, der gleichfalls noch ins 13. Jahrhundert fällt,<sup>16</sup> ist das Eindringen des Fachwerkbauens, der bessere Materialausnutzung mit der Möglichkeit des Stockwerkbau verbindet. Die Vermutung der in Spandau tätigen Ausgräber, daß das „know-how“ der Fachwerkkonstruktion von Zimmerleuten aus den Herkunftsgebieten der Kolonisten importiert worden ist, also vor allem aus dem heutigen niedersächsischen Raum, dem Rheinland und Flandern, liegt sehr nahe. Der Fachwerkbau bestimmte das Bild der märkischen Städte bis über das Einsetzen der Industrialisierung hinaus, beziehungsweise bestimmt es teilweise noch heute. Über das genauere Aussehen der Häuser im Mittelalter ist man nur durch einige späte Bauten aus dem 16. Jahrhundert unterrichtet, denn Beispiele mittelalterlicher Fachwerkhäuser sind allgemein von größter Seltenheit, was seinen Grund im raschen Verfall des tragenden Holzgerüsts hat, sobald die Pflege auch nur eine kurze Zeit vernachlässigt wird. Jedoch darf man ohne weiteres annehmen, daß diese späten Bauten auf eine längere Tradition zurückgehen und daher spätmittelalterliche Formen erkennen lassen. Das spätmittelalterliche Bürgerhaus in der Mark Brandenburg, wie es in seiner stadtbildprägenden Wirkung auch durch Stadtdarstellungen dieser Epoche greifbar wird, war demnach ein giebelständiges Fachwerkhaus mit einem bewohnbaren Obergeschoß und einem Speichergeschoß im hohen Satteldach (ABBILDUNG 10 und 11). Man kann davon ausgehen, daß das Erdgeschoß dieser Häuser im allgemeinen die Werkstatt des Handwerkers beziehungsweise den Laden des kleinen Kaufmannes, des „Krämers“, enthalten hat. Noch im Hochmittelalter vereinigte dieser Raum im Erdgeschoß allerdings alle wesentlichen Funktionen des Arbeitens und des „Wohnens“ in sich: Er war beheizbar, diente zum Kochen, für die „Hausarbeit“, und hier wurde auch geschlafen, während die eventuellen Obergeschosse und der Dachraum nur als Speicher verwendet wurden.<sup>17</sup> In diesem multifunktionalen Raum, der in den Spandauer Häusern des 13. Jahrhunderts noch faßbar ist, drückt sich jene Einheit von Leben und Arbeiten aus, die zu Recht immer wieder als das wichtigste Merkmal vorindustrieller Lebensformen angesprochen und deren Verlust gelegentlich bedauert wird, zumeist allerdings ohne Reflexion der damals vorhandenen existentiellen

<sup>16</sup> Vgl. die Grabungsergebnisse in Spandau: A. v. Müller, *Edelmann...* (wie Anm. 15), S. 89.

<sup>17</sup> Paul Suhr, *Der Backsteingiebel des norddeutschen Bürgerhauses im Mittelalter* (= Kunsthistorische Studien, Bd. 18), Berlin 1935, S. 5—8.

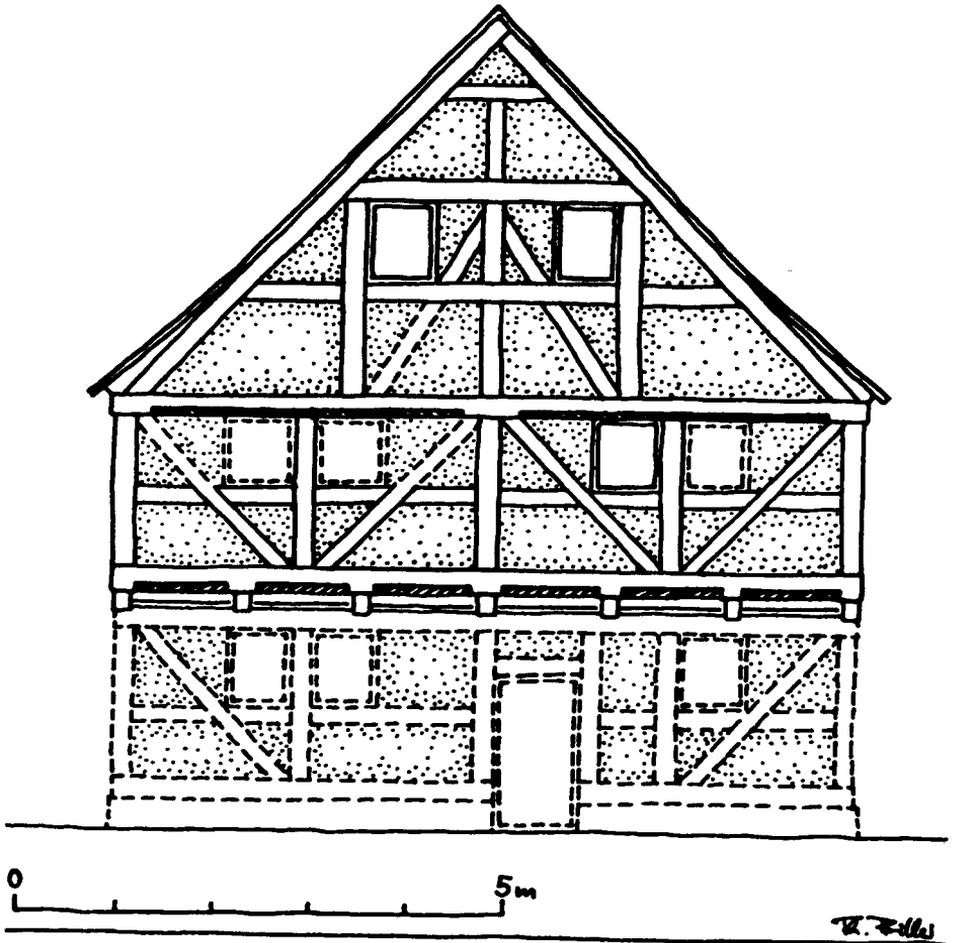


ABBILDUNG 10 Rathenow, Fachwerkhaus des 16. Jahrhunderts am Kirchplatz, Skizze des Giebels.  
(Quelle: Aufnahme Th. Biller.)

Notwendigkeiten. Wann diese Einheit von Wohnen und Arbeiten differenziert, das Obergeschoß für einige dieser Funktionen (vor allem wohl zum Schlafen und für bestimmte Formen häuslicher Arbeit) mit in Benutzung genommen wurde, das ist mangels leicht faßbarer Indizien und genauerer Untersuchungen noch nicht zu sagen. Festzuhalten bleibt, daß solche Nutzungskonzepte im 16. Jahrhundert offenbar schon durchaus



ABBILDUNG 11 Berlin, Gasthaus „Zum Nussbaum“ von 1571 (zerstört; Wiederaufbau geplant).  
(Quelle: Harald Brost/Laurenz Demps, *Berlin wird Weltstadt*. 277 Photographien von F. Albert Schwartz, Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1981, S. 247.)

häufig waren. Wir werden unten noch auf die Entwicklung der patrizischen Wohnformen eingehen, die hier eine wichtige Vorbildfunktion gehabt haben dürften.

Dieser Haustyp spiegelte die verschiedenen Tätigkeiten beziehungsweise den unterschiedlichen Reichtum seiner Bewohner bei gleichbleibender Form nur durch seine unterschiedliche Größe wider (ABBILDUNG 12 und 13). Auch ist bis zur Industrialisierung keine weitere Höhenentwicklung festzustellen: Das städtische Haus in der Mark Branden-



ABBILDUNG 12 Schwiebus, Bürgerhäuser mit „Lauben“ am Markt, 16. Jahrhundert oder älter.

(Quelle: Ed. Jobst Siedler, *Märkischer Städtebau im Mittelalter*, Berlin 1914, Abb. 124.)

burg, mit Ausnahme der Residenzstädte Berlin und Potsdam, hat bis weit ins 19. Jahrhundert nur ein Obergeschoß. Die schon angesprochene Möglichkeit recht großzügigen Umganges mit Grund und Boden bei der Stadtgründung und die im folgenden nur sehr langsame wirtschaftliche Entwicklung ließen keinen Zwang entstehen, höher zu bauen. Vielmehr konnten die ursprünglichen Grundstücke alle hinzukommenden Neubauten, auch die „Buden“, aufnehmen, ohne daß der Rahmen zu eng wurde. Erst der Bevölkerungszustrom aufgrund der Stein-Hardenbergschen Re-

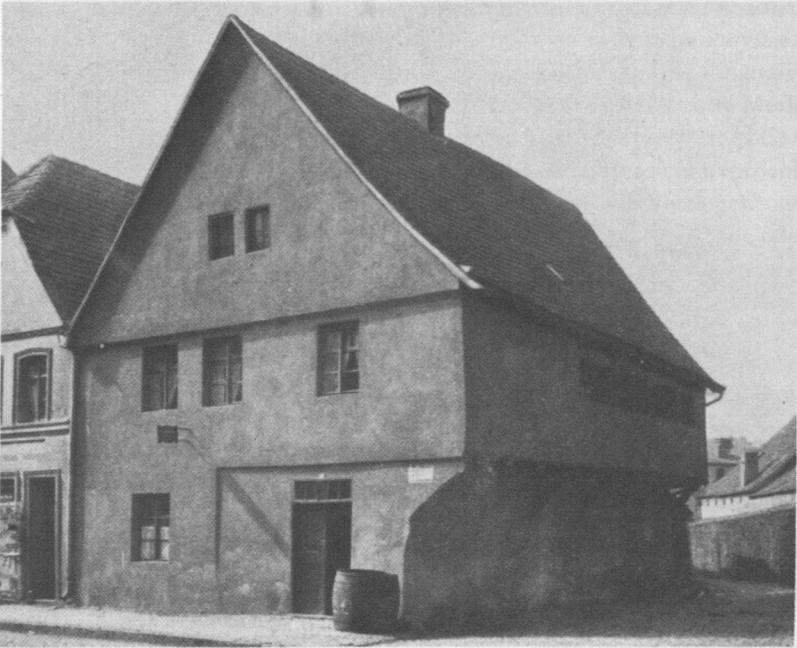


ABBILDUNG 13 Schwiebus, Bürgerhaus nahe dem Salkauer Tor, 16. Jahrhundert oder älter.  
(Quelle: Ed. Jobst Siedler, *Märkischer Städtebau im Mittelalter*, Berlin 1914, Abb. 131.)

formen und der bald danach einsetzenden Industrialisierung veränderte dies zumindest in vielen Städten und machte eine maximale Grundstücksausnutzung zur Regel.

### *Die „Höfe“ der Ackerbürger und des Adels*

Neben dem „normalen“, das heißt die Masse der Bebauung bildenden und daher stadtbildbestimmenden Bürgerhaus gab es bereits im Mittelalter beziehungsweise im 16. Jahrhundert Sonderformen städtischer Häuser, in denen sich eine besondere Tätigkeit oder ein besonderer Status ihrer Bewohnerschaft spiegelte. Nur knapp sollen die „Höfe“ einerseits der Ackerbürger, andererseits des Adels beziehungsweise der grundbesitzenden Kleriker behandelt werden. Beide zeigen dasselbe Erscheinungsbild: Eine Anzahl funktional und formal unterschiedlicher Einzelbauten,



ABBILDUNG 14 Brandenburg, Teil der Altstadt vom Turm der St. Gorthard-Kirche, Aquarell von 1582 aus der Chronik des Zacharias Garcäus.

(Quelle: Otto Tschirch, *Geschichte der Chur- und Hauptstadt Brandenburg an der Havel*, 3. Aufl., Brandenburg 1929, Bd. 1, Vorsatz.)

die sich um einen Hof anordnen. Die Gründe dieser architektonischen Form sind jedoch unterschiedlich: Der Ackerbürger brauchte für seine landwirtschaftliche Produktion neben dem eigentlichen Wohnhaus eine Reihe von Nebenbauten wie Scheunen, Stallungen, Remisen, Backhaus usw. Eine Darstellung des Randbereichs der Altstadt Brandenburg aus dem späten 16. Jahrhundert (ABBILDUNG 14)<sup>18</sup> zeigt neben einer Reihe von Bürgerhäusern des „Normaltyps“ auch zwei Anlagen, die als Ackerbürgerhöfe gedeutet werden dürfen. Als besonderes Merkmal fällt auf, daß es sich auch hier um verhältnismäßig einfache Fachwerkbauten handelt, in einem Falle mit gemauertem Untergeschoß in dem als Wohnhaus anzusprechenden Bau an der Straße, und daß beide Wohnhäuser traufständig sind. Es wird nämlich in der Literatur meist angenommen, daß Traufständigkeit im märkischen Bereich erst im Absolutismus durch den

<sup>18</sup> Aquarell aus der Chronik des Zacharias Garcäus, 1582, repr. in: Otto Tschirch, *Geschichte der Chur- und Hauptstadt Brandenburg an der Havel*, Bd. 1, 3. Aufl., Brandenburg 1941, Vorsatz.

an einheitlichen Straßenwänden interessierten Herrscher erzwungen wurde.<sup>19</sup> Zumindest die Ackerbürgerhäuser und auch manche Patrizierhäuser wiesen dieses unter anderem von der Grundstücksgröße abhängige Merkmal aber offenbar schon früher auf. Als weitere interessante Merkmale der Brandenburger Darstellung darf das Vorhandensein eines Gartens hervorgehoben werden, der die geringe Bebauungsdichte verdeutlicht, sowie schließlich der Rauchfang mit Schornstein im Nebengebäude, der einer aus Feuerschutzgründen vom Wohnhaus isolierten Küche oder einem Brauhaus zugeordnet werden kann. Und von ganz besonderer Aussagekraft ist schließlich die Tatsache, daß der rechte der beiden Höfe durch ein nur dem Hof zugeordnetes, also „privates“ kleines Tor in der Stadtmauer mit dem offenen Land verbunden ist. Verfügt auch der links hinten liegende Hof durch seine Nachbarschaft zum Rathenower Tor über eine direkte Verbindung zur Außenwelt, so verdeutlicht dieses „private“, durch einen Turm aufwendig gesicherte Tor besonders klar, wie wichtig für den Ackerbürger der direkte Zugang zu seinen Feldern außerhalb der Stadt war.

Der das agrarisch genutzte Land zum größten Teil besitzende und daher politisch herrschende Stand des Adels, der auch ausnahmslos die Spitze des gleichfalls landbesitzenden Klerus stellte, hatte seinen Sitz im Mittelalter grundsätzlich auf dem Lande, also entweder auf Herrenhöfen in direkter Beziehung zu dem von Leibeigenen bearbeiteten oder verpachteten Land oder auf den noch isolierteren Burgen, die in vielen Fällen keine direkte Beziehung mehr zur Landwirtschaft hatten. Die im 12./13. Jahrhundert entstehende Stadtwirtschaft in den noch vom Adel direkt beherrschten Städten mußte aber natürlich das Interesse des Adels auf sich ziehen. Es drückte sich architektonisch in „Stadtburgen“ aus, die hier nicht Thema sind, oder in „Höfen“, die sich der anderswo ansässige Adel in der Stadt schuf und die sowohl dem Handel als auch der Teilnahme am politischen und kulturellen Leben der Stadt dienten. Keiner dieser Höfe in den brandenburgischen Städten ist eingehender untersucht worden. Einen gewissen Eindruck vermittelt eine Ansicht des Hofes der Äbte von Lehnin in der Berliner Burgstraße (ABBILDUNG 15). Lehnin war eines der reichsten Zisterzienserklöster der Mark. Der dargestellte Hof entstand auf einem 1443 vom Markgrafen zugewiesenen Grundstück im nordwestlichen, damals wohl noch locker bebauten Teil von Berlin an der Spree, nachdem ein älterer Hof dem Bau der markgräflichen Burg in der eben

<sup>19</sup> So etwa Goerd Peschken, *Das Berliner Mietshaus und die Sanierung*, in: *Architektur, Stadt und Politik. Julius Posener zum 75. Geburtstag*, Gießen 1979, S. 209—219.

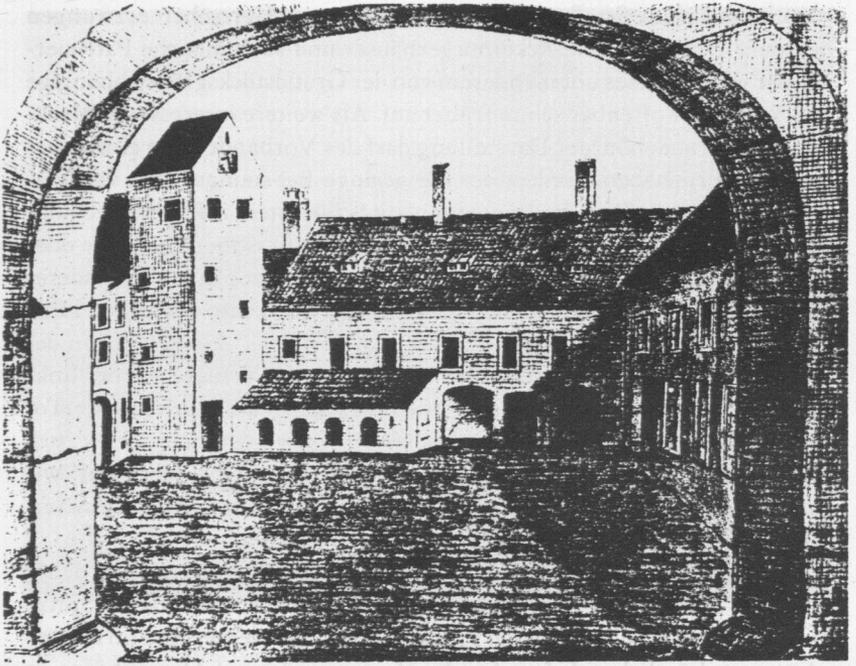


ABBILDUNG 15 Berlin, Blick in den Hof des Abtes von Lehnin von der Burgstraße aus, Zustand des späten 19. Jahrhunderts nach einer Zeichnung von E. Müller.

(Quelle: *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins*, [1911], S. 4.)

erst unterworfenen Doppelstadt zum Opfer gefallen war.<sup>20</sup> Die um 1880 beim Durchbruch der Kaiser-Wilhelm-Straße (heute Liebknechtstraße) abgerissene Anlage war nach der knapp zuvor entstandenen Zeichnung um einen Hof von einer für städtische Verhältnisse beachtlichen Größe angeordnet. Daß die einzelnen Bauten völlig anderen Zwecken als im Falle der grundrißlich ähnlichen Ackerbürgerhöfe dienten, nämlich der zeitweisen Hofhaltung sowie auch dem Handel eines Angehörigen der politisch führenden Großgrundbesitzerschicht, verdeutlicht insbesondere der Turm, der aufgrund des tiefgreifenden Wandels der Bauformen im 16. Jahrhundert ohne weiteres ins 15. Jahrhundert, also wohl in die Gründungsbauezeit gesetzt werden darf. Diese Bauform konnte in ihrer Funktion als Machtsymbol damals schon auf eine vielfältige Tradition zurückblicken, in der nicht nur die Türme der Adelsburgen, sondern auch die der Stadtmauern oder der Höfe patrizischer Kaufleutefamilien im west- und

<sup>20</sup> A. v. Müller, *Edelmann...* (wie Anm. 15), S. 159–161.

süddeutschen Raum als Ausdruck bürgerlicher Positionen eine Rolle spielten, und letztlich die Kirchtürme, die ja neben der „Macht Gottes“ auch durchaus die „weltliche“ der klerikalen Großgrundbesitzer betonten. Neben den Kirchen, den Adelsburgen, den Befestigungen und Rathäusern der Städte, an denen sich der Steinbau (beziehungsweise in Brandenburg der Backsteinbau) in eben dieser Reihenfolge nachweisen läßt, gehören solche adeligen oder klerikalen Niederlassungen in den Städten zu den ersten Beispielen der neuen Technologie im Wohnhausbau. Dies kann zum Beispiel der Hof des Bischofs von Lebus in Frankfurt/Oder belegen, dessen in Backstein errichtetes Hauptgebäude bis 1945 unverändert erhalten blieb.<sup>21</sup>

### *Die steinernen Patrizierhäuser des 14./15. Jahrhunderts*

Die ersten bürgerlichen Steinbauten werden als spätgotische Patrizierhäuser gegen Ende des 14. Jahrhunderts faßbar, folgen also mit geringem Abstand der technologischen Entwicklung der Adelshöfe — ein Prozeß, wie er zeitlich früher in anderen deutschen Städten entsprechend nachzuweisen ist, etwa im 12./13. Jahrhundert in Regensburg.<sup>22</sup> Beispiele solcher repräsentativer patrizischer Steinbauten haben sich nur in geringer Anzahl bis heute erhalten; neben Brandenburg („Ordonnanzhaus“) ist vor allem auf das eingehend untersuchte Beispiel in Berlin-Spandau hinzuweisen, dessen Aussagekraft alle Erwartungen weit übertrifft.<sup>23</sup> Eine ganze Reihe weiterer ist immerhin vor ihrer Zerstörung ansatzweise dokumentiert worden, wobei sich das meiste Material in den von 1907 bis 1941 erschienenen *Kunstdenkmälern der Provinz Brandenburg* findet, die freilich eine Reihe von Kreisen nicht erfassen.<sup>24</sup> Kartiert man die nachgewiesenen steinernen gotischen Bürgerhäuser, so ergibt sich ein Bild, das trotz der Lückenhaftigkeit der Überlieferung durchaus histori-

<sup>21</sup> *Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg*, 6,2, *Stadt Frankfurt a. O.*, Berlin 1912, S. 143—149.

<sup>22</sup> Richard Strobel, *Das Bürgerhaus in Regensburg – Mittelalter* (= Das deutsche Bürgerhaus, Bd. 23), Tübingen 1976, belegt seine überzeugende These, nach der die Vorbilder der patrizischen Regensburger „Geschlechtertürme“ in den Höfen der verschiedenen auswärtigen Bischöfe in Regensburg zu suchen sind (S. 49—50).

<sup>23</sup> Das Haus Breite Str. 32 wird z. Z. vom Verf. in Zusammenarbeit mit K. Westphal im Auftrag des Landeskonservators untersucht. Die in dieser Arbeit enthaltenen Ergebnisse sind vorläufige Ergebnisse und beziehen sich auf den Stand der Untersuchung im Herbst 1985.

<sup>24</sup> Eine vollständige Aufstellung der erschienenen Bände befindet sich im *Handbuch der historischen Stätten. Berlin und Brandenburg*, hrsg. von Gerd Heinrich, Stuttgart 1973.

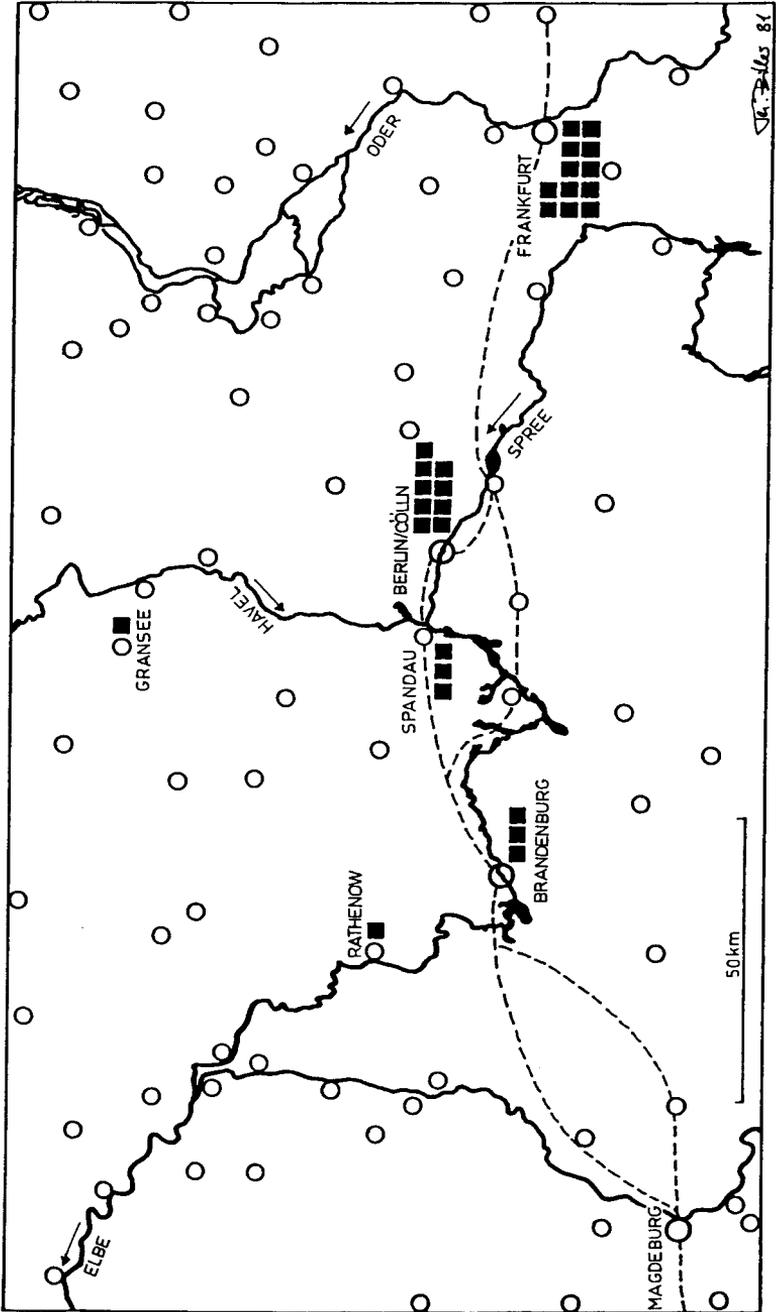


ABBILDUNG 16 Nachgewiesene steinerne Patrizierhäuser des 14./15. Jahrhunderts in der Mark Brandenburg, nach: *Die Kunstdenkmäler der Mark Brandenburg...* und anderer Literatur. (Quelle: Zeichnung Th. Biller.)

sche Aussagekraft beanspruchen darf (ABBILDUNG 16). Weitaus die meisten dieser Häuser finden sich nämlich in vier Städten, die entlang einer West-Ost-Straße aufgereiht sind: Brandenburg, Spandau, Berlin-Cölln und Frankfurt/Oder. Es ist vor allem durch Auswertung archäologischen Materials bewiesen worden, daß diese Straße seit der Frühzeit der deutschen Kolonisation eine wichtige Handelsstraße im Bereich der Mark Brandenburg gewesen ist, die Hauptverbindung des zu erschließenden Gebietes und auch Polens mit dem älteren deutschen Siedlungsraum westlich von Magdeburg.<sup>25</sup> Die Lage der vier erwähnten Städte, von denen Berlin und Frankfurt die bedeutendsten, Spandau die kleinste, aber durch häufigen Aufenthalt der Markgrafen ausgezeichnete war, bot ihrer wirtschaftlichen Entfaltung daher eine besonders günstige Ausgangssituation. Es kann nicht überraschen, daß gerade in ihnen die reichsten Händlerbeziehungsweise Patrizierfamilien anzutreffen sind, die als erste ihre Repräsentationsansprüche durch aufwendig ausgeschmückte Steinbauten erfüllen konnten. Daß es gerade die Kaufleute waren, die sich zumindest die weit überwiegende Zahl der noch faßbaren gotischen Steinhäuser errichteten, belegt auch deren Verteilung in der Stadt (ABBILDUNG 17). In praktisch allen Fällen befinden sie sich in direkter Nähe des Marktes, also des wirtschaftlichen Zentrums der Stadt, oder zumindest an den Hauptstraßen, die den Markt mit einem der Stadttore verbinden. Lediglich in Berlin-Cölln als der mit Abstand größten Stadt der Mark im Spätmittelalter begegnen uns unter insgesamt neun Häusern zwei, die dieser Regel nicht entsprechen. Sie liegen jedoch im ältesten Zentrum der Stadt, die als Kaufleutesiedlung um die Kirche St. Nikolai schon vor 1200 entstand, und spiegeln so die weit zurückreichende Tradition dieser Patrizierfamilien.

Das älteste dieser „Steinhäuser“ in der Mark Brandenburg stand bis zu seiner Zerstörung 1945 neben der Katharinenkirche in der Neustadt Brandenburg, also direkt am Marktplatz.<sup>26</sup> Es handelte sich um ein rechteckiges, dreigeschossiges Backsteingebäude, das in jedem Geschöß nur einen Raum enthielt (ABBILDUNG 18). Diente der Erdgeschößraum vermutlich untergeordneten Zwecken, etwa als Lagerraum, so befand sich in dem durch eine Außentreppe erreichbaren Obergeschöß ein sehr repräsentativ ausgestatteter Raum. Einzigartig in der Mark waren insbeson-

<sup>25</sup> Joachim Herrmann, *Magdeburg – Lebus. Zur Geschichte einer Straße und ihrer Orte*, in: *Veröffentlichungen des Museums für Ur- und Frühgeschichte Potsdam*, 2 (1963), S. 89–106.

<sup>26</sup> *Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg*, 2,3, *Stadt und Dom Brandenburg*, Berlin 1912, S. 183–186.

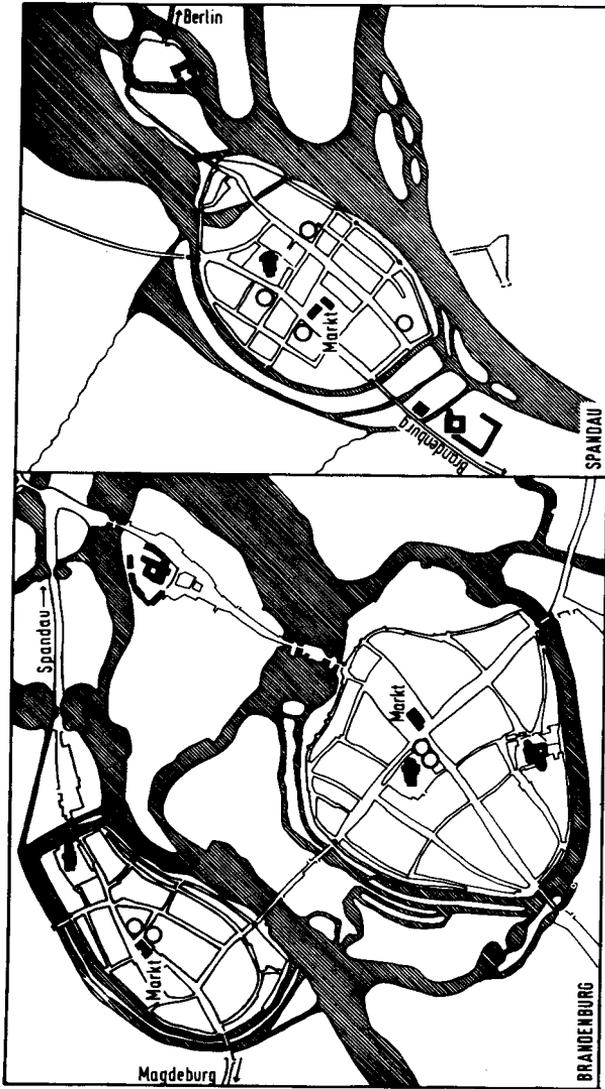


ABBILDUNG 17A Lage der steinernen Partizierhäuser des 14./15. Jahrhunderts in den Städten Brandenburg und Spandau.

(Quelle: Zeichnung Th. Biller.)

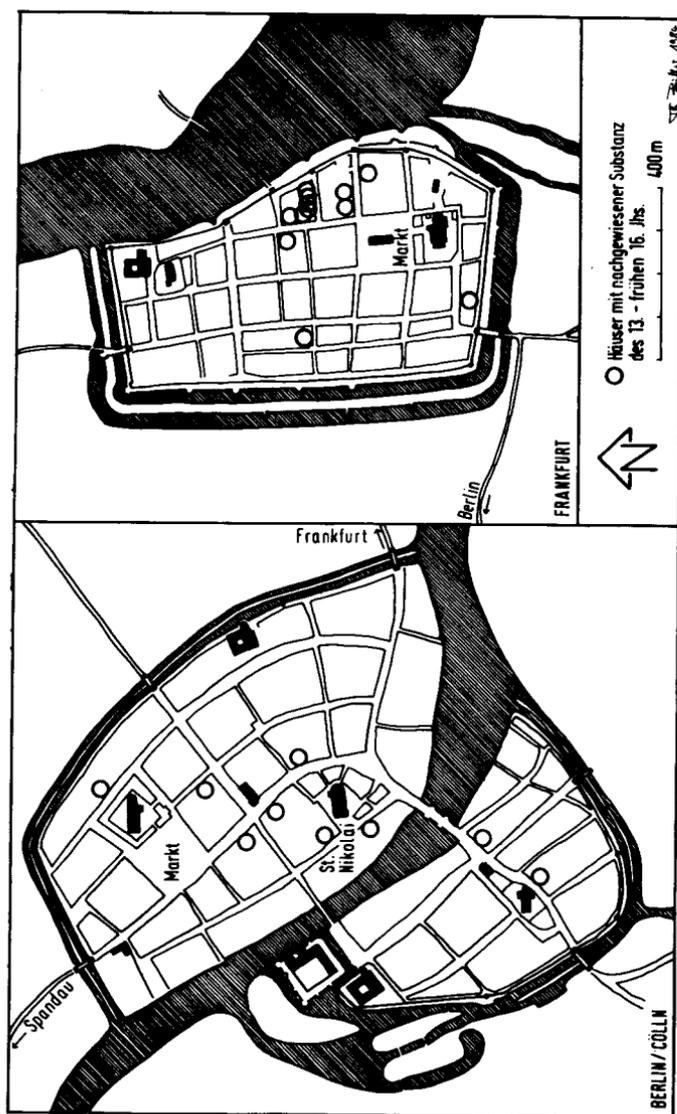


ABBILDUNG 17b Lage der steinernen Patrizierhäuser des 14./15. Jahrhunderts in den Städten Berlin/Cölln und Frankfurt/Oder.  
(Quelle: Zeichnung Th. Biller.)

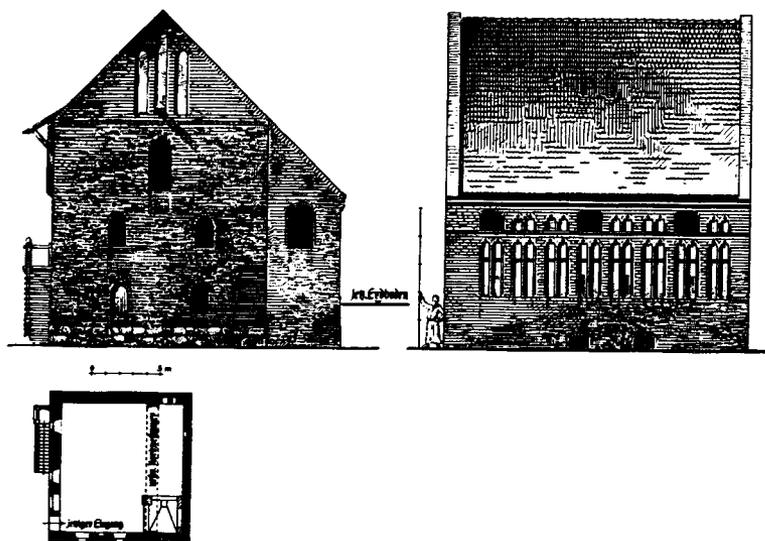


ABBILDUNG 18 Brandenburg, „Kemenate“ des 13. Jahrhunderts neben der Katharinenkirche in der Neustadt, Grundriß und Ansichten.

(Quelle: *Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg*, 2,3, *Stadt und Dom Brandenburg*, Berlin 1912, Abb. 105.)

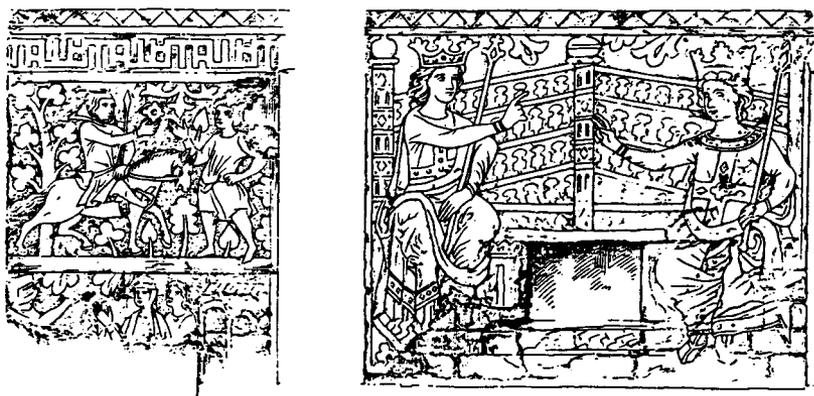


ABBILDUNG 19 Brandenburg, „Kemenate“ des 13. Jahrhunderts neben der Katharinenkirche in der Neustadt, Ritzzeichnungen.

(Quelle: *Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg*, 2,3, *Stadt und Dom Brandenburg*, Berlin 1912, Abb. 106.)

dere die Ritzzeichnungen an seiner Südwand (ABBILDUNG 19), die spätromanischen Charakter trugen und den Bau auch bei Berücksichtigung einer gewissen stilistischen Rückständigkeit der abgelegenen Mark Brandenburg noch ins 13. Jahrhundert datieren. Beachtenswert ist auch die feudale Thematik der Darstellungen: ein aus dem Krieg heimkehrender, durch seinen Helm eindeutig gekennzeichneter Ritter, ein vielleicht bürgerlicher, aber jedenfalls von der feudalen Beschäftigung der Jagd heimkehrender Reiter und schließlich zwei offenbar Frieden schließende Könige. Mag man ob dieser Thematik zunächst in Zweifel geraten, ob der Bau nicht doch zu einem Adelssitz gehörte, so deutet die Lage direkt am Markt doch fraglos in eine andere Richtung, und es ist aus anderen Gebieten Deutschlands auch durchaus bekannt, daß gerade das frühe Bürgertum in hohem Maße adelige Lebens- und Repräsentationsformen übernommen hat.<sup>27</sup> In den sich verbündenden Königen mag das Interesse von Fernhändlern sogar recht direkt greifbar werden: Je weniger die Feudalgewalten sich in Kriege verstrickten, um so eher konnte der Handel florieren.

Über diesem Raum befand sich ein Speicher, der an den Längsseiten Fachwerkwände besaß, darüber das relativ flach geneigte Satteldach. Dieses Gebäude, das als der repräsentative Kern einer größeren, zumeist aus Fachwerk bestehenden Hofanlage entstand, besitzt unverkennbare Ähnlichkeit mit Bautypen westdeutscher Regionen, vor allem mit den „Kemenaten“ des niedersächsischen Raumes. Das Brandenburger Beispiel stand offenbar anfangs frei oder war zumindest nicht so stark in einen größeren Baukörper integriert, wie es von den gleichzeitigen „Kemenaten“ des welfischen Braunschweig bekannt ist,<sup>28</sup> denen eine Vorbildwirkung für den mittel- und ostdeutschen Raum zugeschrieben worden ist (ABBILDUNG 20). Jedoch dürfte es diesen Bautyp, der „Kemenate“ und in Fachwerk errichtetes Wohnhaus eng zusammenschloß, durchaus auch in der Mark Brandenburg gegeben haben, und zwar sowohl im städtischen Zusammenhang<sup>29</sup> wie auch auf Gutshäusern, wo allerdings nur späte Beispiele des 15./16. Jahrhunderts bis in die Gegenwart erhalten blieben

<sup>27</sup> Ulrich Gähler, *Ritterliche Lebensformen im städtischen Patriziat der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft*, in: *Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins*, 52. Jg. (1979), S. 33—44, m. Lit.

<sup>28</sup> Rudolf Fricke, *Das Bürgerhaus in Braunschweig* (= *Das Deutsche Bürgerhaus*, Bd. 20), Tübingen 1975, S. 14 f., 29 (Anm. 48).

<sup>29</sup> Die unveröffentlichten Ausgrabungen R. Maczjewskis im Haus Breite Str. 32 in Berlin-Spandau (Anm. 23) erbrachten Hinweise in dieser Richtung.

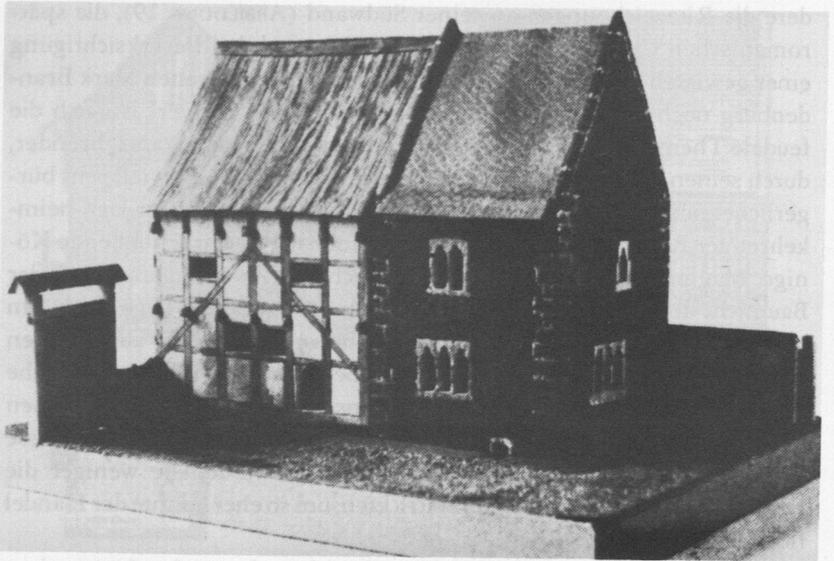


ABBILDUNG 20 Braunschweig, „Kemenate“ und Wohnhaus Hagenbrücke 5, Rekonstruktionsmodell des Zustandes im 13. Jahrhundert.

(Quelle: Rudolf Fricke, *Das Bürgerhaus in Braunschweig* [= Das Deutsche Bürgerhaus, Bd. 20], Tübingen 1975, Abb. T 6b.)

(ABBILDUNG 21). Auch an dieser Stelle wird wieder deutlich, daß wichtige Einflüsse für die Mark Brandenburg über die erwähnte Fernstraße von Westen kamen.

Der Übergang zu Patrizierhäusern, die vollkommen aus Stein errichtet und teilweise oder ganz eingewölbt waren, scheint im 14. Jahrhundert erfolgt zu sein. Hierfür sprechen zunächst schriftliche Quellen: In Berlin erscheint 1310 eine Bürgerfamilie „de domo lapidea“ („vom steinernen Haus“),<sup>30</sup> in Brandenburg-Altstadt 1342 ganz entsprechend ein gewisser „Ghiso ut dem Steenhuse“.<sup>31</sup> Daß die „Steinhäuser“ dieser Bürger namentlich werden konnten, unterstreicht ihre große Seltenheit hinreichend (und wiederum die Anlehnung an feudale Gebräuche, denn auch der Adel bezeichnete sich ja nach seinen Wohnsitzen, den Burgen). Gewisse Aussagen über die Bauformen enthält eine Inschrift am Berliner Haus des Patriziergeschlechtes der Blankenfelde, die besagte, das Haus sei „um

<sup>30</sup> Zit. bei A. Gut, *Berliner Wohnhaus ...* (wie Anm. 3), Sp. 3.

<sup>31</sup> *Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg*, 2,3, *Stadt und Dom Brandenburg...* (wie Anm. 26), S. 179.

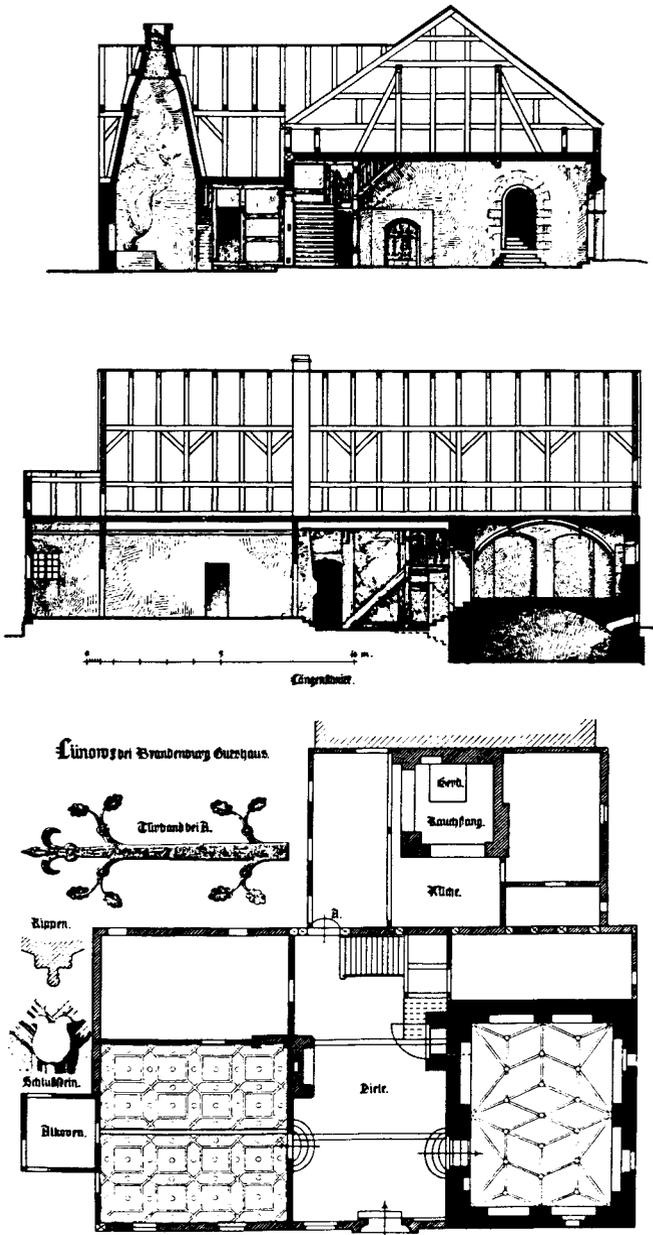


ABBILDUNG 21 Lünow (chem. Westhavelland), Gutshaus des 15./16. Jahrhunderts, Grundriß und Schnitt.  
 (Quelle: *Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg*, 1,2, Westhavelland, Berlin 1913, Abb. 84.)

1390 ... mit Mauern und Säulen aus festesten Backsteinen“ neu errichtet worden, also bald nach einem großen Stadtbrand im Jahre 1380.<sup>32</sup> Daß der Schutz gegen Brände ein zwar wichtiger, aber gewiß nicht der einzige Grund für den Übergang zum Steinbau gewesen ist, daß vielmehr der Wille zu Statussymbolen gleicher Qualität wie Kirchen und Burgen eine wichtige Rolle spielte, hatten wir oben schon an dem frühen Brandenburger Beispiel belegen können — es wird in den Bauformen des 15. Jahrhunderts noch wesentlich deutlicher werden.

Weitaus die meisten der bisher bekannten dreiunddreißig steinernen Patrizierhäuser des späten 13. bis mittleren 16. Jahrhunderts in der Mark sind heute nur noch sehr unvollständig faßbar: Entweder sind nur einzelne gewölbte Räume in sonst völlig umgestalteten Häusern erhalten geblieben oder — der für Berlin typische Fall — es sind überhaupt nur noch einzelne Spolien in Museen erhalten (ABBILDUNG 22). Schon diese isolierten Reste machen jedoch deutlich, daß eine sehr anspruchsvolle architektonische Ausstattung vor allem auch der Innenräume zu den entscheidenden Merkmalen dieser patrizischen Bauten gehört hat, daß es sich also tatsächlich um Statussymbole von besonderer Wichtigkeit gehandelt hat. Besten Beleg für diese Aussage ist die aufwendige skulpturale Ausschmückung von Gewölbekonsolen, wie sie etwa die Spolien aus dem schon erwähnten Haus der Blankenfelde in Berlin, heute im Märkischen Museum,<sup>33</sup> beispielhaft belegen. Daß dabei das auf feudale Selbstdarstellungsformen anspielende Element wiederum eine wichtige Rolle spielte, zeigen die Reliefdarstellungen von Wappen, etwa an einem Sandsteinkapitell aus dem Blankenfeldehaus (Wappen von vier Berliner Patrizierfamilien) oder an Schlußsteinen im erhaltenen Brandenburger „Ordonanzhaus“<sup>34</sup> (ABBILDUNG 23).

Die Gewölbeformen als solche machen einen Willen zur Konkurrenz mit den hochentwickelten Sakralbauten der Hoch- und Spätgotik unübersehbar, wenn sie etwa die sehr stark ornamentale Form des spätgotischen

<sup>32</sup> Richard Borrmann, *Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin*, Berlin 1893, S. 401, Anm. 1: „Blanckenfeldii ... anno praeter propter 1390 ... hanc domum muris ac columnis latericiis densissimis firmarunt ...“ (zit. nach den Chronisten des 18. Jhs., Georg Gottfried Küster/Johann Christoph Müller, *Altes und Neues Berlin*, III, Berlin 1756, S. 68).

<sup>33</sup> Vollständigste Zusammenstellung der ins Märkische Museum gelangten Spolien bei R. Borrmann, *Die Bau- und Kunstdenkmäler ...* (wie Anm. 32), S. 401 f.; eine auch abgebildet bei Wolfgang Schneider, *Berlin. Eine Kulturgeschichte in Bildern und Dokumenten*, Leipzig usw. 1980, Abb. 38.

<sup>34</sup> *Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg*, 2,3, *Stadt und Dom Brandenburg ...* (wie Anm. 26), Abb. 104.

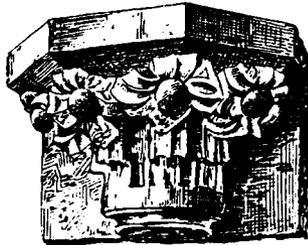
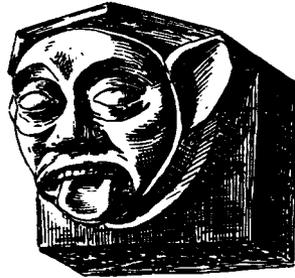


ABBILDUNG 22 Berlin, Haus der Patrizierfamilie Blankenfelde in der Spandauerstraße 49, Konsolen und Kapitell im Märkischen Museum.

(Quelle: Richard Borrmann, *Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin*, Berlin 1893, Abb. 60—63, 65.)

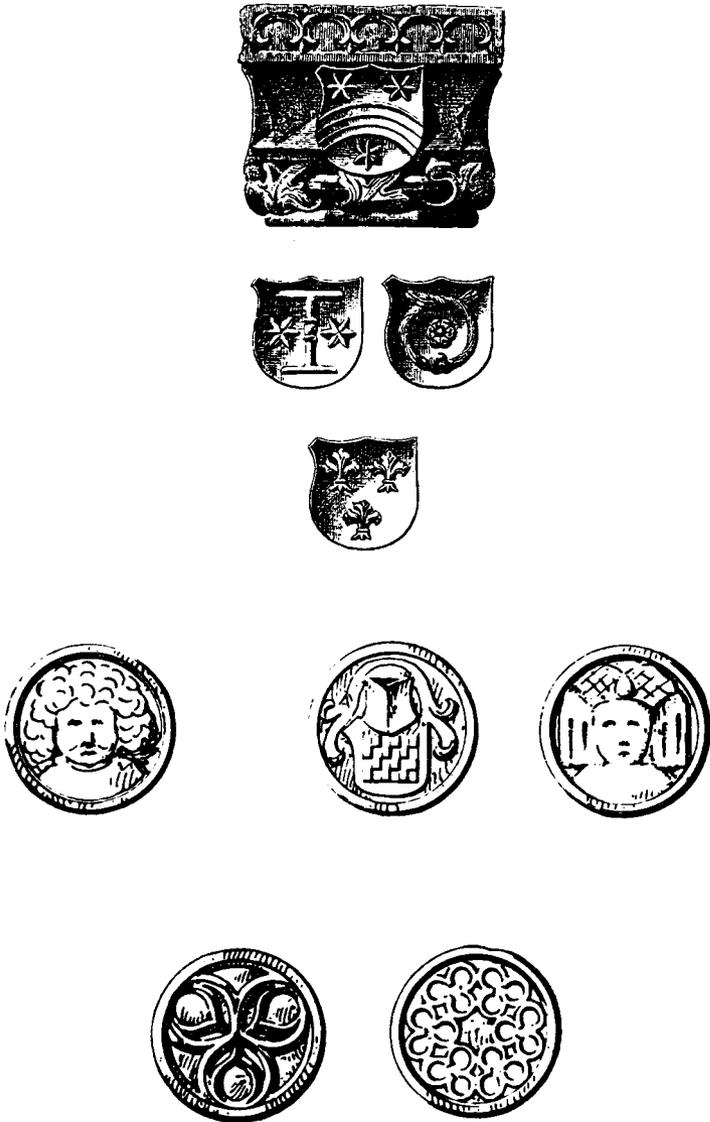


ABBILDUNG 23 Berlin, Blankenfeldehaus, Säulenkapitell mit Wappen Berliner Patrizierfamilien, und Brandenburg, „Ordonnanzhaus“, Schlusssteine.

(Quelle: Richard Borrmann, *Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin*, Berlin 1893, Abb. 64, und *Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg*, 2,3, *Stadt und Dom Brandenburg*, Berlin 1912, Abb. 104.)

Netzgewölbes annehmen wie in dem schon 1890 abgebrochenen Haus Am Cöllnischen Fischmarkt 5 in Berlin<sup>35</sup> (ABBILDUNG 24). Daß diese Konkurrenz nur deswegen überhaupt möglich war, weil ein hochentwickeltes handwerkliches Potential zur Verfügung stand, ohne das der Reichtum des Patriziats sich baulich nicht hätte manifestieren können, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung. Und daß dieser Handwerkerstamm seine Ausbildung zunächst an Sakralbauten erhalten hatte, ergibt sich einfach aus der Beobachtung, daß im Kirchen- und Klosterbau der an die Technologie des Backsteinbaues gebundene Formenapparat schon seit der Spätromanik entwickelt worden war und damit zu einer Zeit, als der Bürger noch kaum in Stein baute (und übrigens auch die Burgen des Adels noch meist Holz-Erde-Bauten waren).<sup>36</sup>

Das Gesamtgefüge eines solchen spätgotischen Patrizierhauses kann nur noch in ganz wenigen Fällen ansatzweise erfaßt werden: dem „Ordonnanzhaus“ in Brandenburg/Altstadt (erhalten; ABBILDUNG 25), einem Haus in Gransee (weitgehend zerstört; ABBILDUNG 26), einem in Spandau (in Untersuchung; ABBILDUNG 27) und dem Haus Hoher Steinweg 15 in Berlin (zerstört; ABBILDUNG 28).<sup>37</sup> Diese vier im einzelnen durchaus unterschiedlichen Häuser weisen noch eine Reihe grundsätzlicher Gemeinsamkeiten auf. Als erste dieser Gemeinsamkeiten ist zu nennen, daß bis auf Gransee an allen Häusern Hinweise auf eine abschnittsweise Entstehung zu erkennen sind: In Spandau wurde zuerst ein Abschnitt des Vorderhauses als abgeschlossener Bauteil errichtet, in Brandenburg ist nachweisbar, daß der eingewölbte Teil des Erdgeschosses älter ist als das Übrige und auch der mächtige Giebel erst sekundär entstand, und in Berlin könnte der Seitenflügel, wie es in Spandau eindeutig der Fall ist, erst nachträglich angebaut sein. Auch das Haus der Blankenfelde in Berlin läßt in seiner erhaltenen Konsolplastik mehrere Bauabschnitte erkennen. Die Häuser entstanden also offensichtlich nicht „in einem Guß“, sondern ersetzten nach und nach eine frühere Fachwerkbebauung.

<sup>35</sup> Abgeb. bei W. Schneider, *Berlin. Eine Kulturgeschichte...* (wie Anm. 33), Abb. 65.

<sup>36</sup> Beste Zusammenstellung der Burgen in der Mark, aus der der geringe Anteil der baulich erhaltenen Anlagen hervorgeht: Joachim Herrmann, *Die vor- und frühgeschichtlichen Burgwälle Groß-Berlins und des Bezirkes Potsdam* (= Deutsche Akademie der Wissenschaften. Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte, Bd. 9), Berlin 1960. Vor allem die östlichen Teile der Mark sind jedoch noch unbearbeitet.

<sup>37</sup> Julius Kohte, *Das letzte mittelalterliche Wohnhaus in Berlin*, in: *Die Denkmalpflege*, 7. Jg. (1905), S. 27—28.

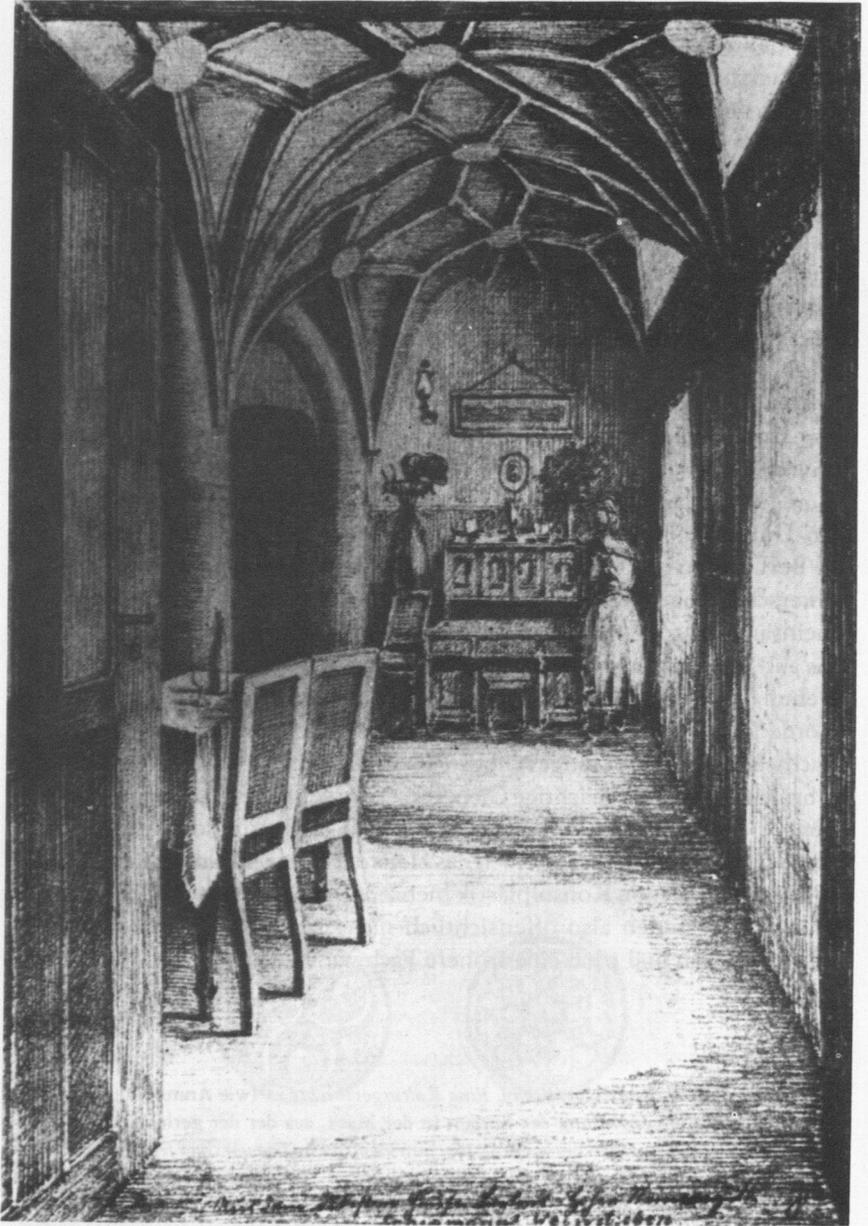


ABBILDUNG 24 Berlin, Hoher Steinweg 15, Netzgewölbe des 15./16. Jahrhunderts.  
(Quelle: *Die Mark*, 22. Jg. [1926], S. 7.)

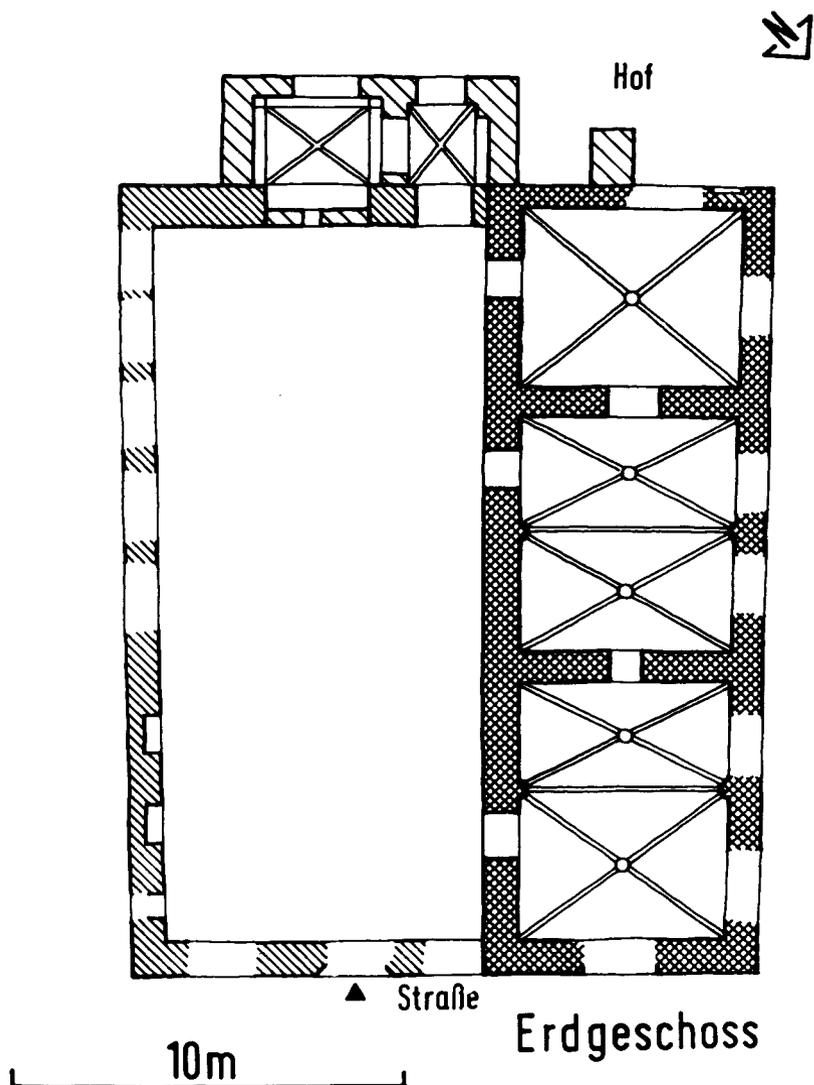
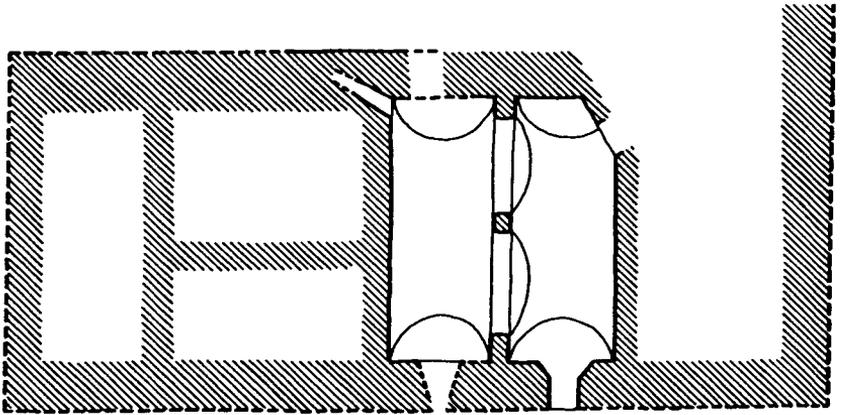
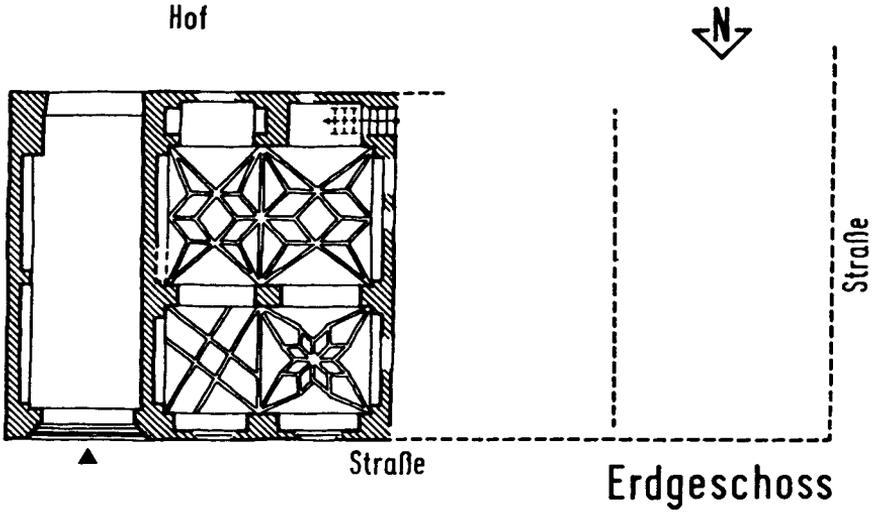


ABBILDUNG 25 Brandenburg, „Ordonnanzhaus“ in der Altstadt, 15. Jahrhundert, Grundriß.

(Quelle: *Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg*, 2,3, *Stadt und Dom Brandenburg*, Berlin 1912, Abb. 104, Umzeichnung Th. Biller.)

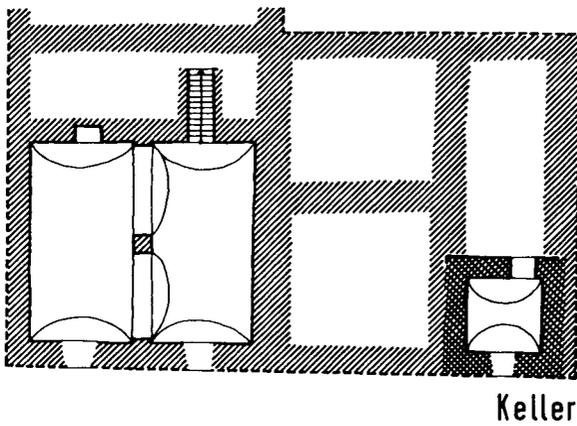
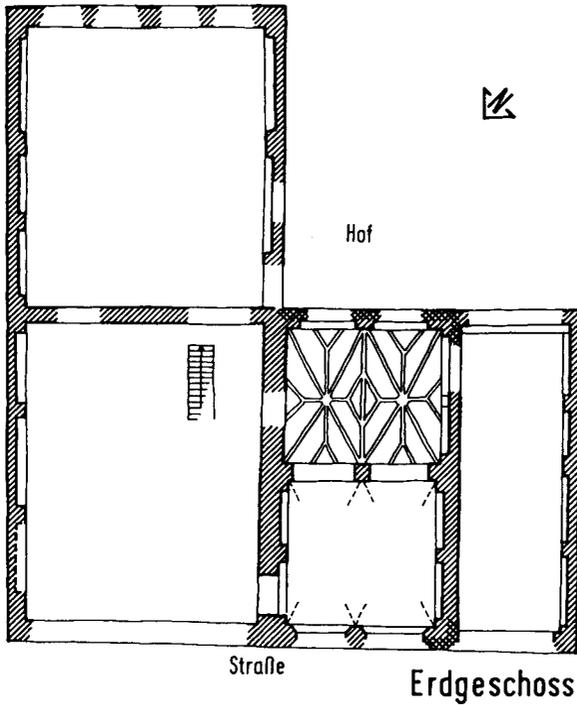


10m

Keller

Th. Biller

ABBILDUNG 26 Gransee, Haus Friedrich-Wilhelm-Straße 65, 15. Jahrhundert, Grundrisse.  
 (Quelle: *Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg*, 1,3, Ruppin, Berlin 1914, Abb. 52, und Aufnahme Biller, Kalesse, Nowak.)



10m

Th. Biller 81

ABBILDUNG 27 Berlin-Spandau, Haus Breite Straße 32, Schematischer Grundriß der Bauteile des 14./15. Jahrhunderts (Forschungsstand 1985.)  
(Quelle: Skizze Th. Biller.)

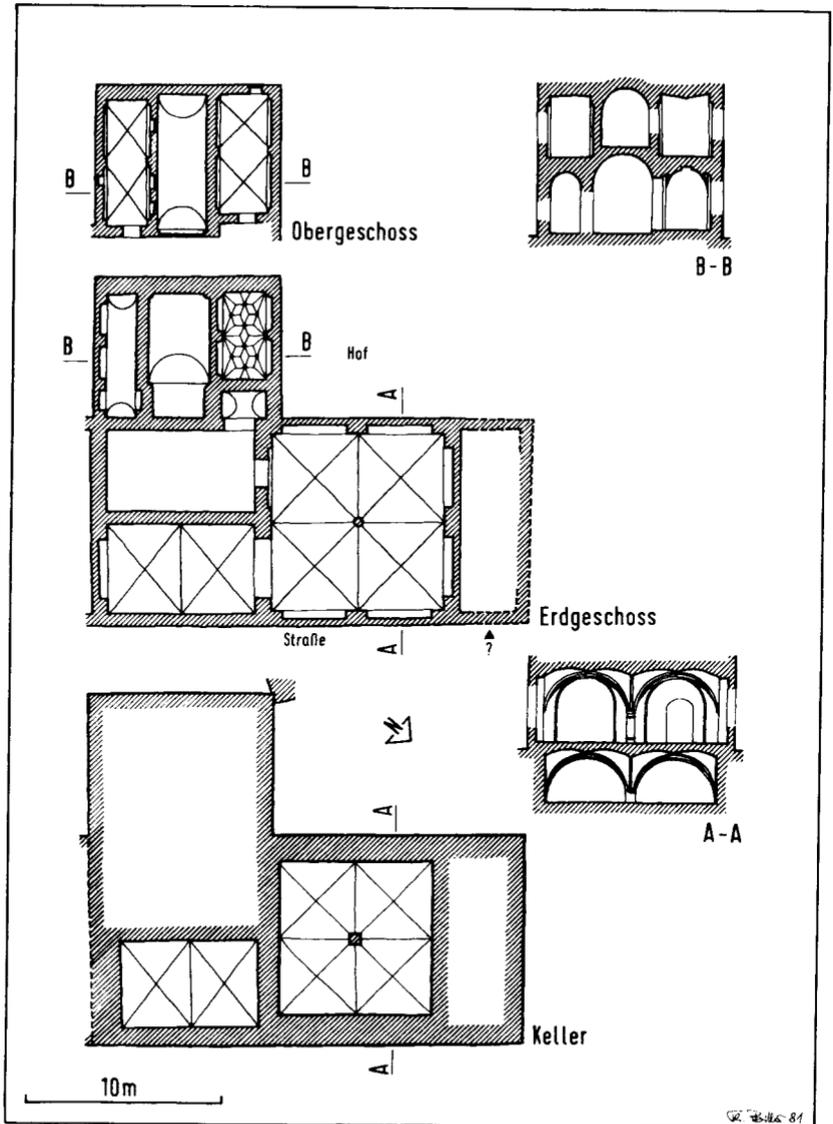


ABBILDUNG 28 Berlin, Haus Hoher Steinweg 15, 15. Jahrhundert, Grundrisse Keller, ErdgeschoÙ, ObergeschoÙ und Querschnitt durch das Vorderhaus (A—A) und den Seitenflügel (B—B).

(Quelle: Julius Kohte, *Das letzte mittelalterliche Wohnhaus in Berlin*, in: *Die Denkmalpflege*, 7. Jg. [1905], S. 28, Umzeichnung Th. Biller.)

Eine weitere Gemeinsamkeit, die sich in allen vier Fällen feststellen läßt, betrifft eine charakteristische Raumgruppierung in Erdgeschoß und Keller. Unter einem großen, gänzlich oder angenähert quadratischen Raum, der die ganze Tiefe des Vorderhauses einnahm und zumindest im Berliner Haus eine Mittelsäule besaß, lag nämlich in Berlin, Spandau und Gransee jeweils ein entsprechender Keller, der die Grundrißdisposition des Erdgeschosses durch die zentrale Stütze oder seine Zweischiffigkeit spiegelte. Neben dem großen Raum des Erdgeschosses lagen in allen vier Fällen ferner zwei (in Brandenburg drei) gewölbte Räume hintereinander, deren Wölbung in allen Fällen sehr anspruchsvoll ornamentiert war. Von Bedeutung ist dabei noch die Tatsache, daß der große Raum nicht zugleich Durchgang zum Hof war, denn die Durchfahrt lag in Spandau und Gransee mit Sicherheit, in Berlin höchstwahrscheinlich neben dieser Raumgruppe. Der größte Raum des Erdgeschosses unterscheidet sich daher durch seine größere Abgeschlossenheit und seinen höheren Grad an Repräsentation, ferner auch durch seine geringere Höhe eindeutig von dem Raumtypus der „Diele“ oder „Däle“, wie sie in den Hansestädten an der Ostseeküste vorherrschend war.<sup>38</sup> Eine Ausnahme bildete lediglich das Haus Markt Nr. 4 in Perleberg (ABBILDUNG 29), das vor erheblichen Umbauten des späten 18. Jahrhunderts eine etwa 5 m hohe Diele — möglicherweise mit seitlicher Galerie — enthalten hat.<sup>39</sup> Hier, im Norden der Mark und nahe der Elbe, ist ein Einfluß der Küstenstädte nicht überraschend.

Die Deutung des in der Mittelmark üblichen Konzeptes von Brandenburg, Gransee, Spandau und Berlin muß davon ausgehen, daß diese Häuser Kaufleuten gehörten, unter denen in Brandenburg die Tuchhändler die weitaus wichtigste Rolle spielten. Man darf voraussetzen, daß die straßenzugewandten Räume des Erdgeschosses dem Verkauf ihrer Waren dienten, der daruntergelegene Keller deren Lagerung, soweit sie gegen eine gewisse Feuchtigkeit unempfindlich waren. Die beiden kleineren Räume darf man in diesem Zusammenhang wohl so deuten, daß hier die wertvollsten Waren aufbewahrt oder angeboten wurden, daß hier wohl auch das Hauptbuch des Großkaufmannes seinen Platz hatte, in das alle Aus- und Eingänge eingetragen wurden („Kontor“).<sup>40</sup> Die besonders „kostbare“

<sup>38</sup> Vgl. für die der Mark nächstgelegene Region: Karl Hauke, *Das Bürgerhaus in Mecklenburg und Pommern* (= Das deutsche Bürgerhaus, Bd. 22), Tübingen 1975, m. zahlr. Beispielen.

<sup>39</sup> *Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg*, 1,1, *Westprignitz*, Berlin 1909, S. 234—237.

<sup>40</sup> Bei den bekanntesten Beispielen mittelalterlicher Häuser des Handelspatriziats lagen

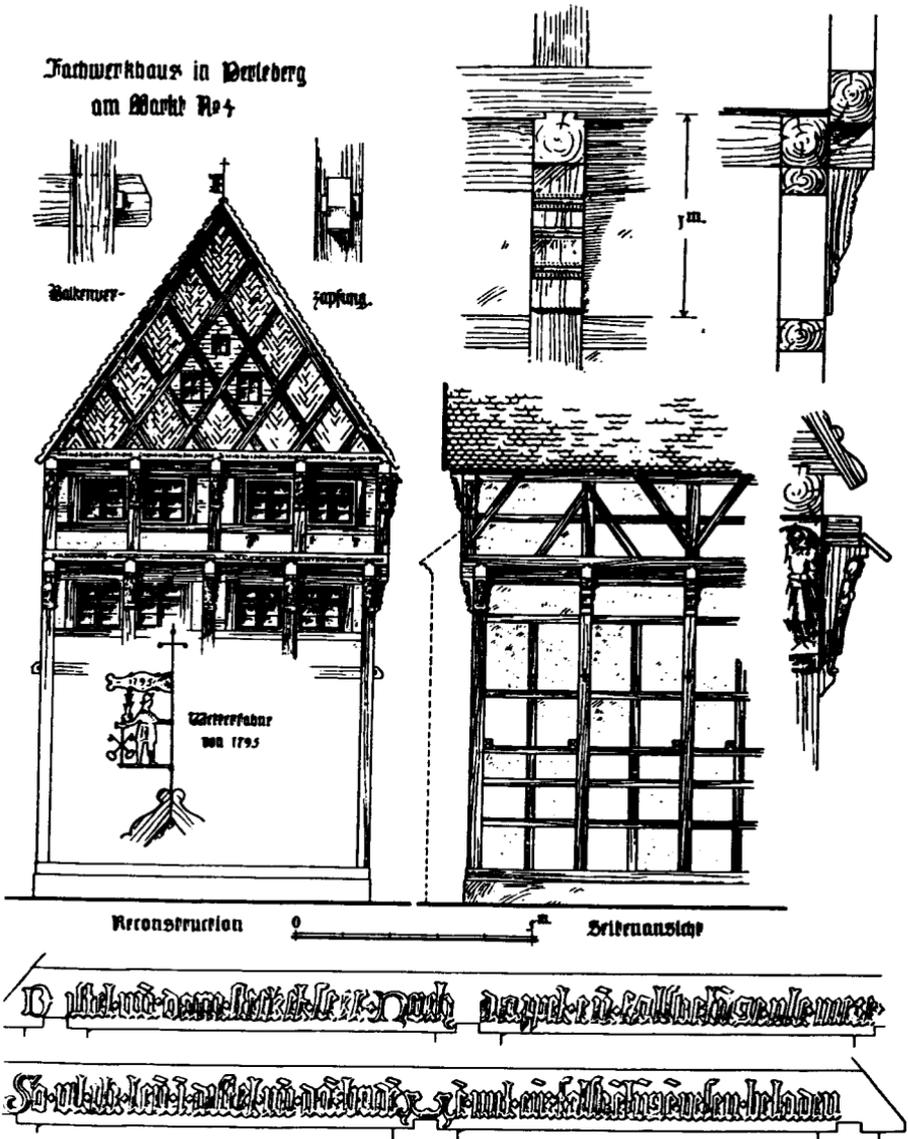


ABBILDUNG 29 Perleberg, Haus Markt 4 (15. Jahrhundert), teilweise rekonstruierter Zustand um 1900.  
(Quelle: *Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg*, 1,1, Westprignitz, Berlin 1909, S. 234.)

die Kontore stets seitlich der Diele an der Straße, klassisch z. B. im Haus Mengstraße 50 in Lübeck (Hans Hübler, *Das Bürgerhaus in Lübeck* [= Das deutsche Bürgerhaus, Bd. 10], Tübingen 1968, Abb. 66).

Ausbildung der Gewölbe in diesen Räumen, vor allem in Brandenburg, Spandau und Gransee, würde dieser Bedeutung der Räume entsprechen. Eine Analogie zu dieser Entsprechung von Funktionen und Räumen findet sich in den zahlreichen früh- und hochgotischen Patrizierhäusern in Regensburg,<sup>41</sup> die fast durchweg ein bis zwei Jahrhunderte älter sind und daher durchaus als Vorbilder infrage kommen, vor allem, wenn man den überdurchschnittlichen Horizont dieses reisenden Berufsstandes in Betracht zieht.

Die weiteren Raumanordnungen aller dieser Häuser lassen sich leider nicht mehr erfassen. Analogien mit zahlreichen Bürgerhäusern im gleichen Zeitabschnitt in ganz Europa<sup>42</sup> lassen vermuten, daß sich in den Obergeschossen der Vorderhäuser die „Wohn-“ und Festräume der Patrizierfamilien befanden, also insbesondere ein Festsaal, der vor allem in dem Spandauer Haus nach sicheren Anzeichen vorhanden war. Diese Anordnung dürfte wieder von den repräsentativen Wohn- oder Saalbauten des Adels übernommen worden sein, wie sie in Brandenburg etwa auf den Burgen in Spandau und Tangermünde aus der Mitte beziehungsweise der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erhalten sind.<sup>43</sup> Andererseits darf man mit Grund vermuten, daß die Verlegung des Wohnbereichs ins Obergeschoß dieser Patrizierhäuser als Vorbild für die einfacheren Bürgerhäuser gewirkt hat, die ja — wie wir sahen — gleichfalls zu einem noch ungeklärten Zeitpunkt im späteren Mittelalter (also zwischen dem 13. Jahrhundert und dem 16. Jahrhundert) ein zu Wohnzwecken dienendes Obergeschoß erhielten. Die zumindest in Spandau und Berlin vorhandenen spätgotischen Seitenflügel, in beiden Fällen sekundär angefügt, enthielten offenbar Nebenräume, die in Berlin allerdings sehr repräsentativ, teilweise mit Netzgewölben, gestaltet waren, während bei etwas späteren Beispielen in Gransee und Brandenburg („Haus Storbeck“, siehe unten) in diesem Bereich die Küchen untergebracht waren. Daß die in allen Fällen überdurchschnittlich großen Grundstücke noch zahlreiche Nebengebäude enthielten, die Lagerzwecken, der Unterbringung von Transportmitteln (Stallungen, Remisen), dem Wohnen des Gesindes und in geringem Umfang auch Produktionsaktivitäten (Brauhäuser) gedient haben, ist eindeutig.

<sup>41</sup> R. Strobel, *Das Bürgerhaus in Regensburg...* (wie Anm. 22), S. 89—101.

<sup>42</sup> H. Büttner/G. Meißner, *Bürgerhäuser in Europa...* (wie Anm. 14), S. 114 u. a.

<sup>43</sup> Der Spandauer Wohn- und Saalbau (fälschlich noch immer als „Palas“ bezeichnet, obwohl dieser Terminus auf romanische Bauten beschränkt ist), um 1350 entstanden, wurde zuletzt ohne veröffentlichte Bauforschung umgebaut. Eine eingehende Untersuchung des Saalbaues von Tangermünde, unter Karl IV. in den 1370er Jahren erbaut, steht noch aus.

Bedauerlich ist, daß wir über die Fassadenausbildung all dieser Häuser so gut wie gar nicht informiert sind. Die einzige erhaltene Fassade ist die des „Ordonnanzhauses“ in Brandenburg, deren beherrschendes Merkmal der mächtige, bereits über dem Erdgeschoß ansetzende Pfeilergiebel ist (ABBILDUNG 30). Der Giebel als Symbol eines selbstbewußten Bürgertums

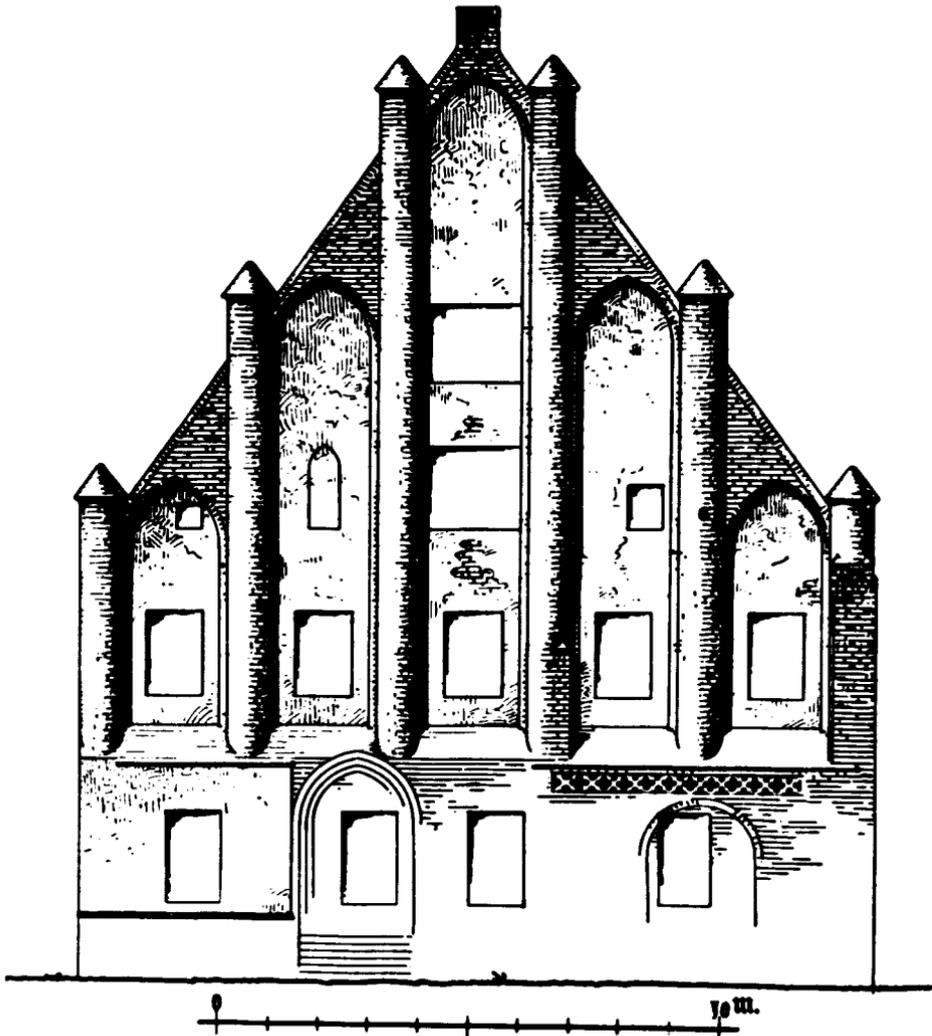


ABBILDUNG 30 Brandenburg, „Ordonnanzhaus“ in der Altstadt, 15. Jahrhundert, Fassade.

(Quelle: *Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg*, 2,3, *Stadt und Dom Brandenburg*, Berlin 1912, Abb. 104.)

ist das stadtbildprägende Merkmal vor allem der Städte an der Ostsee beziehungsweise im Bereich der Hanse. Die Verhältnisse in Brandenburg können der dort vorhandenen Einheitlichkeit jedoch nicht entsprochen haben, denn die anderen Beispiele (Berlin, Spandau, Gransee) wenden der Straße eine sehr lange Traufseite zu, die kaum durch einen einzigen Giebel in der Brandenburger Art abgeschlossen gewesen sein kann. Andererseits hat die Untersuchung des Spandauer Hauses bisher eine schmucklose Glattheit der Fassade im Erd- und Obergeschoß erkennen lassen, die dem Erdgeschoß in Brandenburg entspricht und das Vorhandensein der entscheidenden Schmuckelemente in der Dachzone um so wahrscheinlicher macht. Es ist bei dieser Fragestellung ja zu beachten, daß die Häuser nicht nach einheitlichem Entwurf, sondern mehrphasig entstanden sind, so daß ein eventuell vorhandener Giebel sich pragmatisch einer auf ihn nicht zugeschnittenen Situation anzupassen hatte. Dies ist ja auch in Brandenburg der Fall, wo ein älterer und kleinerer Giebel (?) über dem rechten Hausteil allerdings so geschickt in den größeren integriert wurde, daß es kaum auffällt. Auch das bei Stridbeck (1690; ABBILDUNG 2) in der Spandauer Straße dargestellte spätgotische Haus zeigt einen Pfeilergiebel nur auf dem rechten Hausteil, im übrigen ein traufständiges Satteldach.

In diesen Bauten der politisch herrschenden städtischen Oberschicht wird uns schon im 14./15. Jahrhundert eine Lebensform greifbar, die zwar noch in charakteristischer Weise „Wohnen“ und Arbeiten unter einem Dach vereint, die Bereiche aber doch bereits auf sehr differenzierte Weise gliedert und die Architektur vor allem sehr betont zur Darstellung ihres Reichtums beziehungsweise ihrer politischen Herrschaft benutzt. Über die Lebensorganisation solcher Angehöriger des Kaufmannspatriziates besitzen wir nur sehr vereinzelte Quellen, die zudem aus den ungleich entwickelteren und größeren Städten West- und Süddeutschlands stammen (Köln, Regensburg) und daher nur sehr bedingt Schlüsse auf die abgelegene und verspätet entwickelte Mark Brandenburg zulassen.<sup>44</sup> Gewisse Grundzüge lassen sich aber gewiß übertragen, denn diese Familien standen ja aus Geschäftsgründen in ständigem Kontakt und konnten daher auch weit entfernte Vorbilder verhältnismäßig schnell übernehmen. Das Bild, das sich so auf einer grundsätzlichen Ebene durchaus gewinnen läßt, ist von jeglicher Butzenscheibenidylle allerdings weit entfernt. Der Großkaufmann des Mittelalters war ein Mann mit höchst

<sup>44</sup> Zusammengefaßt bei B. Beuys, *Familienleben* ... (wie Anm. 10), S. 118 ff. Aus ihrem Literaturverzeichnis bedeutsam vor allem die Arbeiten von Behaghel, Eikenberg, Kellenbenz, Winterfeld.

entwickeltem Gewinnstreben, der einen Reichtum anhäufte, der ihn extrem weit über die Masse der Stadtbevölkerung hinaushob (wobei das Wort „Mann“ hier insoweit zu relativieren ist, als die Ehefrauen in den Geschäften entscheidend mitwirkten). Er erreichte dies durch eine Geschäftsorganisation, die schon hochentwickelt war: Kredit und Wechselwesen waren selbstverständliche Teile seiner Arbeit, doppelte Buchführung durchaus verbreitet. Daß zwischen den Großkaufleuten, die ihre Gewinne ja mit den Produkten der Handwerker und Bauern machten, diesen aber zugleich lange und teilweise gewaltsam die Beteiligung an der politischen Macht verwehrten, und der übrigen Bevölkerung nicht eben Liebe herrschte, muß nicht besonders unterstrichen werden. Es gab sowohl Kämpfe um die Beteiligung am Rat als auch Aggressionen auf alltäglicher Ebene. Die Geschlechternamen Kölner Patrizier spiegeln beispielsweise ihr Bild in der übrigen Bevölkerung: Sie waren „überstolz“ (Overstolz), ließen andere ihre „harte Faust“ (Hartevust) spüren, und zu ihren Eigenschaften gehörten „Gier“ (Gyr), „Unmäßigkeit“ (Ungemaze) und „Undankbarkeit“ (Kleingedank). Zwiespältig war das Verhältnis dieses Großbürgertums zum Adel: Als Inhaber der politischen Macht vor allem außerhalb der Stadt stand er den Interessen der Händler auf vielfältige Art im Wege (Zölle, Steuern, Mißachtung der Grundregeln im Kreditverkehr). Man mußte sich dennoch mit den Adeligen arrangieren und übernahm auch die Repräsentationsformen vor allem in Kleidung und Architektur, wie oben schon mehrfach belegt wurde.

Aus den Rechnungs- und Handelsbüchern einiger dieser Familien weiß man auch, daß ihre Haushaltsführung sich durchaus den Möglichkeiten eines leistungsfähigen und differenzierten Marktes angepaßt hatte. Es wurde fast der gesamte Bedarf außerhalb gekauft und nur noch sehr wenig selbst im Hause produziert. Ein hochentwickeltes ökonomisches System, das freilich innerhalb einer agrarisch produzierenden und feudal beherrschten Umwelt noch allzu isoliert war, hatte also bereits vor 600 Jahren zumindest bei den privilegiertesten Schichten der städtischen Gesellschaft Ansätze von Lebensformen entstehen lassen, wie sie heute, auf der Grundlage industrieller Produktion, weitgehend verbindlich geworden sind. Dies mag freilich in Brandenburg etwas weniger gegolten haben als in den „Großstädten“ Köln oder Regensburg, weil in dem durch den schlechten Boden benachteiligten Gebiet die Kaufkraft geringer und der Markt daher nicht so umfassend entwickelt war. Eine gewisse Eigenproduktion der einzelnen Haushalte bis ins 19. Jahrhundert läßt sich hier beispielsweise durch die sehr zahlreichen „Braugerechtigkeiten“ belegen. Jedenfalls war es aber schon im Mittelalter nicht so, wie die ältere Ge-

schichtsforschung auf der Grundlage einer unrealistischen Gleichheitsvorstellung aller „Bürger“ formuliert hatte, daß nämlich *jeder* Bürger in gewissem Maße zugleich Bauer beziehungsweise „Ackerbürger“ war. Es war oben schon dargelegt worden, daß das Ackerbürgertum in der Mark eine größere Rolle als anderswo gespielt hat und warum das so war. Mag der Handwerker oder Krämer noch irgendwo ein Feld bestellt haben, so ist dies bei den Großkaufleuten des späteren Mittelalters nicht mehr denkbar. Vielmehr darf hier spätestens seit dem 14./15. Jahrhundert mit einer relativ klaren Differenzierung der Berufe gerechnet werden. Es gab gewiß noch Ackerbürger, die ja bis weit ins 19. Jahrhundert hinein belegbar bleiben, und auch in der Landwirtschaft tätige Tagelöhner, aber ebenso auch Händler und Handwerker, die mit Landwirtschaft wenig oder nichts zu tun hatten.

### „Bürgerhäuser“ des 16. Jahrhunderts

Der Übergang von der Spätgotik zur Renaissance prägte sich im Bürgerhausbau der Mark Brandenburg bei weitem nicht so klar aus, wie die stilgeschichtliche Begrifflichkeit es zunächst suggerieren will. Das im allgemeinen sehr schlichte Fachwerkhaus der Mark Brandenburg übernimmt nur sehr sparsam Schmuckelemente der neuen Stilformen (ABBILDUNG 10). Daß aber auch die Steinbauten des Patriziats sehr traditionsgebunden bleiben, zeigt in eindrücklicher Weise das inschriftlich „1543“ erbaute „Haus Storbeck“ in Brandenburg<sup>45</sup> (1945 zerstört; ABBILDUNG 31). Nicht nur der Erdgeschoßgrundriß mit der hier nicht eingewölbten großen Halle, flankiert von kleineren gewölbten Räumen sowie der Küche und einer wohl dem Essen vorbehaltenen Halle in einer Art Seitenflügel, sondern auch der in spätestgotischen Formen gehaltene Giebel (ABBILDUNG 32) entsprechen den Beispielen des 15. Jahrhunderts, die oben behandelt wurden. Nur in vereinzelten Schmuckelementen, vor allem dem Portal, haben sich Renaissanceformen durchgesetzt (ABBILDUNG 32). Von besonderem Interesse ist bei diesem Haus, daß ein Bericht über einen Aufenthalt des Kurfürsten 1571 auch die damaligen Nutzungen einiger Räume nennt<sup>46</sup> — die freilich mit Vorsicht zu behandeln sind, da ein solcher Besuch ein großer Ausnahmefall war, bei dem Räume auch zu Zwecken gebraucht wurden, denen sie sonst nicht dienten. Immerhin

<sup>45</sup> *Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg*, 2,3, *Stadt und Dom Brandenburg* ... (wie Anm. 26), S. 188—194.

<sup>46</sup> B. Beuys, *Familienleben* ... (wie Anm. 10), S. 192, 194.

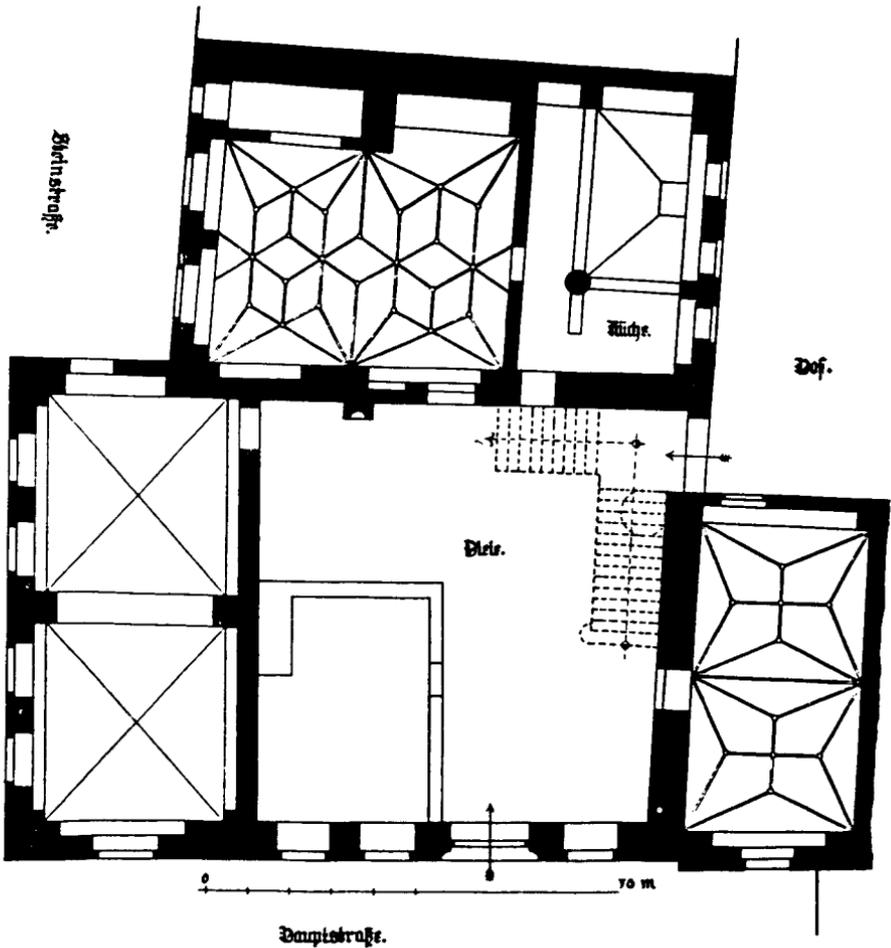


ABBILDUNG 31 Brandenburg, „Haus Storbeck“ in der Neustadt, 1543, Grundriß.

(Quelle: *Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg*, 2,3, *Stadt und Dom Brandenburg*, Berlin 1912, Abb. 115.)

erfährt man, daß das männliche Gefolge des Kurfürsten in dem netzrippengewölbten Saal neben der Küche aß, und gerade dieses Gewölbe berechtigt zu der Annahme, daß hier auch an „normalen“ Tagen der Hausherr aß, und zwar, wie die Lage des Raumes im Erdgeschoß und seine Größe andeuten, wohl noch mit dem Gesinde zusammen, so daß der Haushalt hier noch jene Einheit bildete, die sich in ganz Europa in der Zeit vom späten Mittelalter bis zum Absolutismus zugunsten einer scharfen

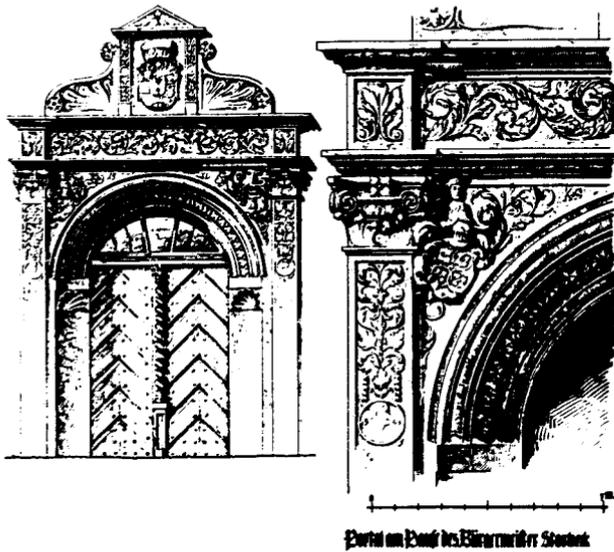
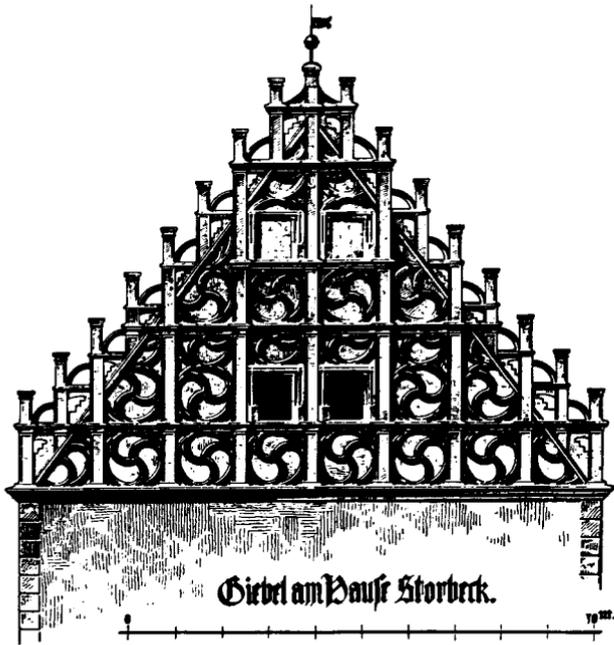


ABBILDUNG 32 Brandenburg, „Haus Storbeck“ in der Neustadt, 1543, Giebel und Portal.  
(Quelle: *Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg*, 2,3, *Stadt und Dom Brandenburg*, Berlin 1912, Abb. 116 und 117.)

Separierung von „Herrschaft“ und „Personal“ auflöste.<sup>47</sup> Man erfährt ferner von einer „oberen großen Stube“, in der der Kurfürst wohnte und in der der Festsaal des Hauses vermutet werden kann, und schließlich einer „obersten kleinen Stube“, die offenbar noch höher (im ausgebauten Dach?) lag und von der Kurfürstin bewohnt wurde. Nimmt man noch die „unterste Stube“ für das Gefolge der Kurfürstin hinzu, so wird klar, daß in einem solchen Haus bereits eine Mehrzahl repräsentativer und vor allem auch geheizter Räume vorhanden war („Stube“ = geheizter Raum).

In Berlin und Spandau treffen wir gleichfalls noch in der „Renaissance“ auf eine Reihe andersartiger Häuser, von denen uns leider bis auf einen Fall nur die Fassaden bekannt sind, die aber einen neuen Abschnitt der gesellschaftlichen Entwicklung in der Mark Brandenburg ankündigen. Erhalten ist von ihnen nur die Fassade des „Ribbeckhauses“ (ABBILDUNG 33), 1624 durch einen märkischen Adligen aus dem kurfürstlichen Gefolge in direkter Nähe des Schlosses errichtet.<sup>48</sup> Der Bau fügt sich in seiner Traufstellung der Straßenwand ein und bleibt insoweit noch traditionsbestimmt, enthält aber in seinem (erst vier Jahre später hinzugefügten?) zweiten Obergeschoß und den vier ornamentierten Zwerghäusern völlig neue formale Elemente, deren Herkunft klar zu bestimmen ist. Das frühe, wenn auch von barocken Formvorstellungen noch weit entfernte „Adelspalais“ bezieht sich nämlich unverkennbar auf die Gestaltung des seit 1538 neu errichteten, stadtbildbestimmenden Saalbaues des kurfürstlichen Schlosses, der gleichfalls dreigeschossig und mit einer Reihe von Zwerghäusern versehen war (ABBILDUNG 34), einem letztlich aus den Niederlanden stammenden, durch sächsische Steinmetzen und Baumeister nach Brandenburg „importierten“ Gestaltungsprinzip.<sup>49</sup> Das „Ribbeckhaus“ brachte so auch formal zum Ausdruck, daß der Hofstaat des Kurfürsten in der Stadt eine bestimmende Rolle zu spielen begann, daß der Weg zum Absolutismus betreten war. Eine ähnliche, aber bis in die Neuzeit wesentlich besser erhaltene Prägung des Stadtbildes konnte man etwa in Dessau finden, also in Sachsen, das um diese Zeit der brandenburgischen Entwicklung wichtige Impulse gab. Dort finden sich in unmittelbarer Nähe des im 16. Jahrhundert neugebauten Schlosses nicht weniger als neun Häuser, die vor allem die Zwerggiebelarchitektur des Schlosses zitierten.<sup>50</sup> Auch in Berlin hat es eine Reihe weiterer Häuser dieser

<sup>47</sup> Beste Darstellung dieser Entwicklung bisher bei Mark Girouard, *Life in the English Country House*, Harmondsworth 1978.

<sup>48</sup> R. Borrmann, *Bau- und Kunstdenkmäler...* (wie Anm. 32), S. 347.

<sup>49</sup> Albert Geyer, *Geschichte des Schlosses zu Berlin*, Bd. 1, Teil 1 u. 2, Berlin 1936.

<sup>50</sup> Kurt Ehrlich, *Die Dessauer Schloßbauten bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts*, Diss. T. H. Dresden 1914, S. 32—33 u. a.

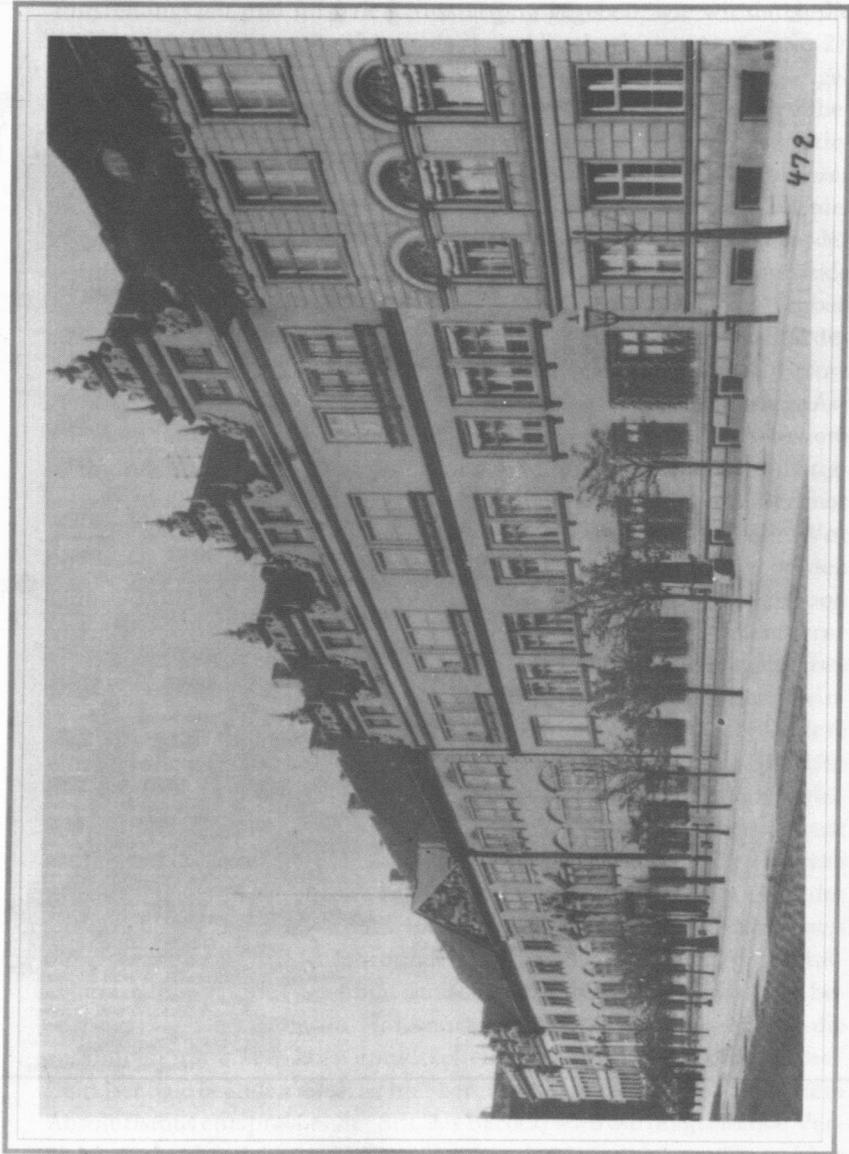


ABBILDUNG 33 Berlin, „Ribbeckhaus“, 1624 (und 1628?), Fassade um 1885.

(Quelle: Foto von F. Albert Schwartz nach: Harald Brost/Laurenz Demps, *Berlin wird Weltstadt*. 277 Photographien von F. Albert Schwartz, Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1981, S. 78.)

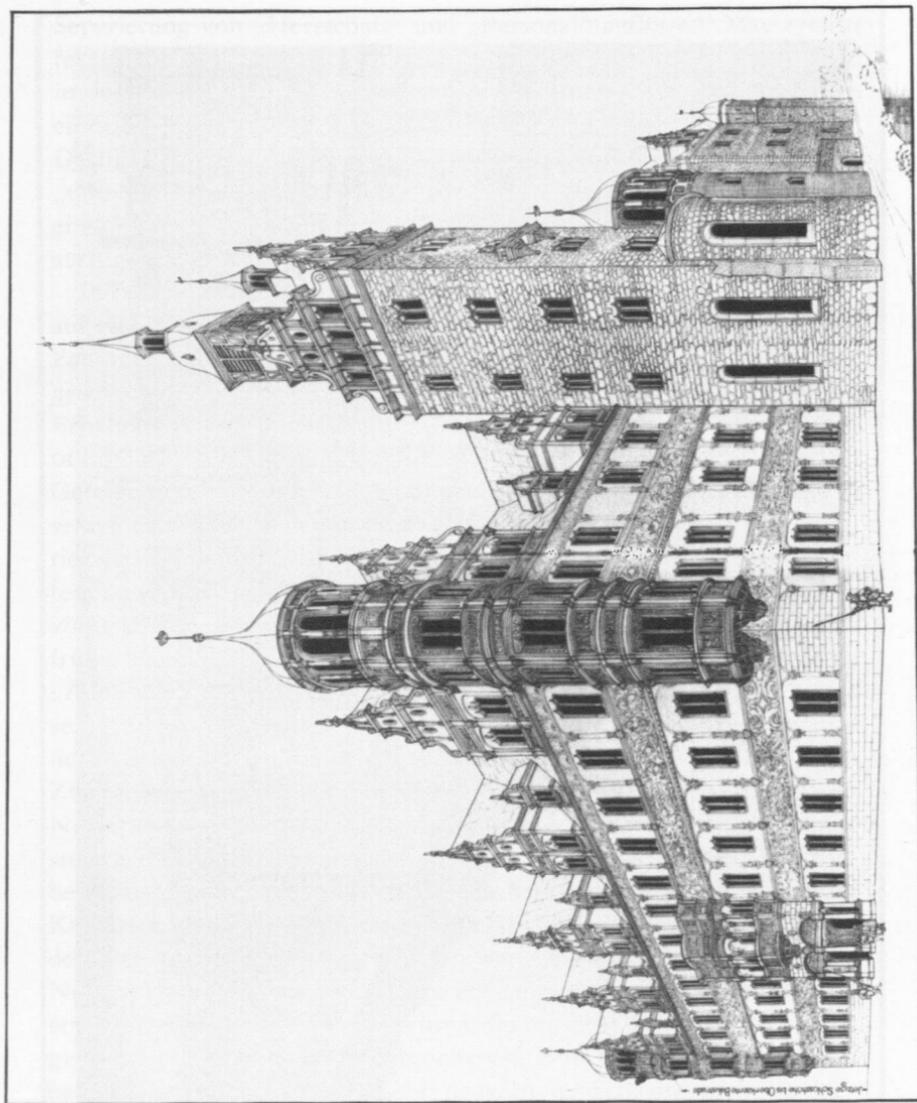
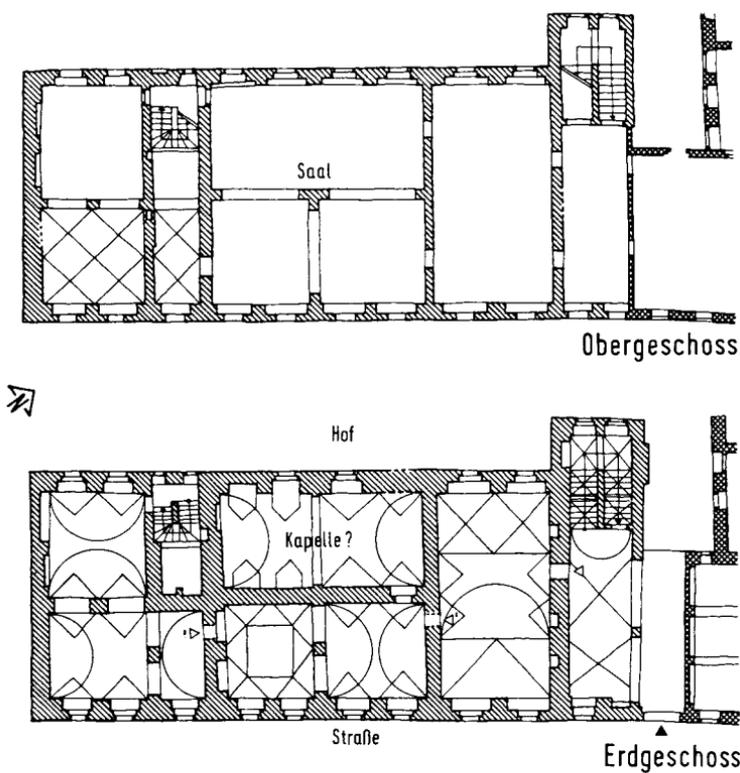


ABBILDUNG 34 Berlin, Schloß, Rekonstruktion des Zustandes der Südostfassade im mittleren 16. Jahrhundert.

(Quelle: Albert Geyer, *Geschichte des Schlosses zu Berlin*, Bd. 1, Berlin 1936, Abb. 30.)

Entstehungszeit und formalen Ausstattung gegeben, wie wir durch die 1690/91 entstandenen Ansichten des J. Stridbeck wissen (ABBILDUNG 2). Ob durchweg Adlige die Bauherren waren oder auch reiche Patriziergeschlechter sich solche Architektur noch leisten konnten, muß leider unbeantwortet bleiben, ebenso wie auch die Frage nach der Funktions- beziehungsweise Raumstruktur dieser Häuser. Eine gewisse Auskunft zu dieser letzten Frage vermag aber ein anderes, ebenfalls verschwundenes Beispiel eines solchen Hauses in Spandau zu geben.<sup>51</sup> Dort errichtete sich der politisch und als „privater“ Unternehmer tätige, aus Florenz stammende Landesbaumeister Rochus Guerini Graf zu Lynar seit 1581 einen Neubau für eigene Zwecke, der an mehrere alte Häuser anschloß. Der Einfluß des Italieners Lynar auf die Renaissancearchitektur Brandenburgs darf trotz seiner zweifellos recht pragmatischen beziehungsweise nüchternen Architekturauffassung nicht gering eingeschätzt werden, vor allem wo es um Grundriß- und Raumkonzeptionen ging, arbeitete er doch an den wichtigsten Schloßbauten des Kurfürstentums, unter anderem am Berliner Schloß, dem Jagdschloß Grunewald und der Spandauer Zitadelle. Vor allem seine Entwürfe für das Berliner Schloß verdeutlichen, daß er bei den Grundrissen sehr systematisch, wenn nicht schematisch entwarf und klare, wenn möglich rechteckig begrenzte Baukörper und Außenräume anstrebte. Dies findet sich auch in dem von ihm errichteten Flügel seines eigenen Hauses in Spandau, der die in den Altbauten nicht unterzubringenden Räume für Repräsentationszwecke enthalten sollte, insbesondere einen großen Festsaal und wohl auch eine Kapelle (ABBILDUNG 35). Unübersehbar ist, daß auch hier der Maßstab der spätgotischen Patrizierhäuser eindeutig überschritten wird, daß das, was in Spandau entstand, trotz seiner baukörperlichen Einfachheit mehr mit einem italienischen Palazzo als mit einem „Bürgerhaus“ zu tun hat. Auch hier, in einem Bau, der sicherlich eine gewisse Vorbildwirkung gehabt hat, wird greifbar, wie seit dem fortgeschrittenen 16. Jahrhundert die Bauten des kurfürstlichen Hofstaates beginnen, das Stadtbild zunächst punktuell zu prägen. Die bestimmende Rolle einer am Hof konzentrierten Zentralverwaltung, die zusammen mit einem hoch entwickelten Militär das erste „bürgerliche“ Zeitalter bald beenden wird, ist hier bereits unübersehbar. Ein neuer, dem Absolutismus entsprechender Stil, das Barock, wird die tiefgreifende Veränderung bald auch bis in die Einzelformen der Architektur unübersehbar werden lassen.

<sup>51</sup> *Die Bauwerke und Kunstdenkmäler von Berlin, Stadt und Bezirk Spandau*, bearb. von Günther Jahn, Berlin 1971, S. 224—276. Der Bau des 16. Jahrhunderts kann rekonstruiert werden nach den Plänen im Landesarchiv Berlin, Sig. Pr. Br. Rep. 42 Acc. 22/48, II/36, 1.



Th. Biller

ABBILDUNG 35 Spandau, Grundrisse des vom Grafen zu Lynar an seinem „Hause“ erbauten Flügels mit den Repräsentationsräumen, 1581 f.

(Quelle: Umzeichnung Th. Biller, nach Plänen des frühen 19. Jahrhunderts im Landesarchiv Berlin.)